

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Alterthümer der Umgegend von Duisburg.

Hierzu Tafel IV—VII¹⁾.

1.

Dass in der Gegend von Duisburg auf der rechten Rheinseite Alterthümer aus frühen Zeiten in erheblicher Menge existiren, ist noch nicht lange erkannt, und auch nachdem Veröffentlichungen stattgefunden, war für lange Jahre die Kenntniss davon wieder so vollständig verschwunden, dass sie gleichsam von neuem entdeckt werden mussten.

Die Urkunden des städtischen Archivs, welche bis zum Jahre 1129 hinaufgehen, erwähnen oft den Duisburger Wald, nicht aber, dass in ihm oder überhaupt in der Gegend Denkmäler aus fränkischen, römischen oder germanischen Zeiten erhalten seien.

Johannes Tybius, der im Jahre 1579 *Annalium, sive Antiquitatum Originisque Veteris Duisburgi libri tres* herausgab (Teschmacher ann. Cliv., Iul., cet. p. 153), weiss nichts von Alterthümern. Er würde sie sonst sicher nicht verschwiegen haben, da er Duisburg von Tuisco gründen lässt, dann die Schlacht im Teutoburger Walde in den Duisburger Wald verlegt und es endlich nicht verschmäht eine Münze zu erwähnen, die im Besitz des Grafen von Moers befindlich war und auf

1) Die beigegeführten Tafeln verdanke ich der Güte meines Freundes und Kollegen, des Herrn Zeichenlehrers Knoff. Ich spreche demselben für die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher er mir seine künstlerische Hülfe geboten hat, meinen verbindlichsten Dank aus.

der einen Seite in der Umschrift den Namen Childerich, auf der andern Duisburg zeigte. Besonders die Schlacht im Teutoburger Walde würde für ihn und andere an Wahrscheinlichkeit sehr gewonnen haben, wenn er unser grosses germanisches Gräberfeld im Duisburger Walde gekannt hätte.

Und doch ist vor seiner Zeit dieses Gräberfeld im Bewusstsein der Bevölkerung lange vorhanden gewesen. Ein sicherer Beweis dafür ist der Name des Weges, welcher zu dem Theile des der Stadt nahe liegenden Waldes führt, der am dichtesten mit Grabhügeln besät ist. Derselbe heisst in Urkunden des 15. Jahrhunderts „Huns-Buschen-Weg“¹⁾. Späterer Unverstand machte daraus „Hundsbuschen“, „Hundschen Buschweg“, „Hunschenbuscher“ und endlich „Hunschenbunscher“ oder „Hundschenbundscher Weg.“ Alle diese Namen kommen in Urkunden des Archivs und auf älteren oder neueren Karten vor. — Dass aber der Name in dieser sowie in anderen Zusammensetzungen wie Hunsbruch, Hünenfeld, Hünenstein, Hünenstein, Hinkelstein u. s. w. „in allen Gegenden Deutschlands die unmittelbare Beziehung zu Gräbern eines alten verschollenen Geschlechts“ zeigt, ist bekannt.

Im Jahre 1745 gab der Professor an der Duisburger Universität Withof in den „Duisburger Intelligenzzetteln“ eine Chronik der Stadt. Allein weder in der Chronik noch in sonstigen Heften der genannten Intelligenzzettel, in denen sonst antiquarische und historische Fragen der mannichfaltigsten Art (z. B. Heise über Dispargum u. s. w.) erörtert werden, ist irgend eine Nachricht von Funden aus hiesiger Gegend.

Die Chronik von Borhek vom Jahre 1800, welche wesentlich eine Abschrift der Withofschen Chronik ist, hat ebensowenig etwas davon.

Die erste Nachricht von Grabungen und Funden im Duisburger Walde findet sich im Beiblatt der Kölnischen Zeitung No. 15 und 16 vom Jahre 1820 in einem Aufsätze von Theodor von Haupt. Derselbe

1) Der Weg ist augenblicklich durch die Eisenbahnanlagen in seinem Laufe etwas verändert und an seinem Ende unterbrochen. Die alten Flurkarten geben ihn besser. Er verlässt an dem Hause des Herrn Carl Böninger jr. die Düsseldorfer Chaussée und durchschnit früher wie alle Feldwege mit einem »Schim« oder »Schem« die Landwehr. Er muss wohl ein verhältnissmässig bedeutendes Schim gehabt haben, da er auf der Flurkarte von 1733 auch den Nebennamen »Schemkes Weg« trägt. Haben wir in dem Worte »Schim« oder »Schem« d. h. Uebergang hier wieder das von Oberstlieutenant Schmidt vermuthete Wurzelwort von chemin vor uns?

ist wenig zugänglich, und da er, wenn auch die Schlussfolgerungen des Verfassers von diesem selbst später in seinem Werkchen „Unsere Vorzeit, Frankf. a. M. 1828“ p. 119 a. a. O. ¹⁾ widerrufen werden, in seinem thatsächlichen Theile des Bemerkenswerthen genug enthält, so lasse ich diesen hier folgen. Wir haben in ihm überhaupt die frühest sichere Mittheilung über ein rechtsrheinisches Todtenfeld am Niederrhein.

»Ruhestätten von Römern und Germanen im Duisburger (Teutoburger?) Walde.«

. . . Herr Rentmeister Baasel zu Angermund hatte die Gefälligkeit gehabt, uns einen, mit dem Zwecke unserer Wanderschaft vertrauten, alten Waidmann, den Förster Schallenbruch, zum Begleiter und Cicerone beizugeben, der uns in dem, jenen neuesten Entdeckungen nahe gelegenen Bauernhofe 'zur Spiek', am äussersten Ende des Dorfs Huckingen (Regierungsbezirk Düsseldorf, Bürgermeisterei Angermund), drei Stunden von Düsseldorf erwartete.

Unser Führer erzählte uns, dass bereits seit vierzig Jahren von Zeit zu Zeit im nahen Walde Töpfe, Knochen, Glas, Kohlen, auch einmal ein einziger Heidenkopf (Römermünze) gefunden worden; unter dem Volke gehe die Sage, dass in jenem Walde vor undenklichen Jahren eine grosse Schlacht sich zugegetragen und dass die Heiden da gehaust hätten, wie denn noch ein Platz 'das Heidenhüsken' (Heidenhäuschen) benannt, dort zu sehen sei. . . .

Während unseres Gespräches waren wir an eine der Stellen dieser Entdeckungen gelangt und hatten indessen Musse gehabt, die Gegend, welche wir durchwanderten, mit prüfenden Blicken zu beschauen: Urwald von herrlichen, altergrauen Eichen, dazwischen wasserreiches, grösstentheils sumpfiges Erdreich, uneben, hügelicht — des Velleius Paterculus und Tacitus Schilderungen der Gegend, wo die Römer unter Varus aufgerieben und unter Caecina hart bedrängt worden, uns vergegenwärtigend.

Wir erblickten rechts von dem nach der Speldorfer Brücke ziehenden Wege einen etwas erhöht gelegenen Bauernhof 'zum grossen Baum' genannt. Ungefähr 150 Schritte von da bezeichnete uns der Förster eine Stelle, wo vor kurzem von den Wegarbeitern, einen Fuss tief unter der Erde, zwei grosse Urnen mit Gebeinen gefunden aber beim Ausgraben zerstoßen und zerschlagen worden. Wir fanden noch theils in dem angelegten Weg-Graben, theils auf dem Erdaufwurf an dessen Seite zerstreute, vom Feuer zerstörte Gebeine und viele Bruchstücke von Urnen verschiedener Grösse, aus sehr roher, mit kleinen Kieselsteinchen häufig vermischter, grauer, ungebrannter Erde. Die komparative Ausmessung mehrerer dieser von uns mitgenommenen Fragmente, worunter einige vom oberen, eingebogenen Rande der Urnen, ergab für den Rand einen

1) Für die gütige Besorgung des Werkchens spreche ich Herrn Prof. Dr. aus'm Weerth, welchem ich überhaupt für seine diesem Aufsätze gewidmete Bemühung sehr verpflichtet bin, meinen verbindlichsten Dank aus.

Durchmesser von zehn Zoll rhein.; für den Bauch der Urnen aber einen Durchmesser von zwei Fuss vier Zoll rhein., folglich einen Umfang von ungefähr sieben Fuss; die Dicke dieser Bruchstücke war gegen $\frac{3}{4}$ Zoll.

Weiterhin kamen wir an das uns von unserm Waidmann bezeichnete Heidenhäuschen, zur linken Seite eines dem rechts gelegenen Bauernhofe Kikinbusch vorbeiführenden Richtweges. Von diesem Hofe einerseits bis nach der alten Burg Angermund, andererseits bis gen Wesel hin, zieht (streckenweise durch Sumpf und Moor) die sogenannte Landwehr. Das Heidenhäuschen hat, nach der Versicherung des Försters, seit undenklichen Zeiten von Kindern auf Kindeskindern diesen Namen immer geführt. Es ist ein auf einer kleinen Anhöhe im Walde befindliches 34 rhein. Fuss langes, in seiner grössten Breite 20 Fuss messendes Oval, jetzt mit jungem Buchenschlag eingefasst; in früheren Zeiten war es, wie der Alte als Augenzeuge erzählte, ringsum mit Urwald bewachsen; das Oval selbst aber, nie mit Holz besetzt, ist auch jetzt noch davon frei und scheint durch einen hohlen Klang beim starken Aufstossen unterirdische Höhlungen anzudeuten.

Bei der Fortsetzung unserer Wanderschaft fanden wir, in Entfernungen von 30, 60, 100, 300 Schritten, nicht allein in den Weg-Graben, sondern auch auf den Richtwegen, Bruchstücke von Urnen und Gebeinen zerstreut, welche an sehr vielen Stellen, grösstentheils in einem fortlaufenden Zuge, von den Arbeitern gefunden, zerstört und dahingeworfen worden.

Nach dem sogenannten Bullertsbruch zu erregte im Graben, neben dem Richtwege, eine auffallend schwarze Stelle des Erdreichs unsere Aufmerksamkeit. Beim Nachgraben fand sich zuerst eine, ungefähr anderthalb Fuss tiefe Schichte fettiger Holzkohlen; unter diesen und mit ihnen vermengt, ungefähr die Hälfte der Gebeine eines menschlichen Gerippes, vom Feuer zerstört und in der Berührung sich leicht zerbröckelnd. Auch von da aus stiessen wir weiter nach dem Bullertsbruch zu in geringeren und weiteren Entfernungen, in den Weg-Graben und auf dem neu angelegten Richtwege auf viele zerstreute Trümmer von Urnen und Fragmente von Gebeinen: Stoff, Farbe und Dimensionen der Urnentrümmern waren jenen der früher gefundenen ungefähr gleich.

Im Bullertsbruch harrte unser eine merkwürdige Erscheinung. Die Arbeiter hatten dort bei Anlegung des neuen Weges, unter einer abgetriebenen, nach der Schätzung des Försters beiläufig hundertjährigen Eiche, eine Urne von grossem Umfange entdeckt; sie war zum Theil zerstoßen worden; ungefähr die Hälfte sollte aber noch an ihrer Stelle in der Erde befindlich sein. Wir fanden die Sache wirklich so und suchten nun mit der sorgfältigsten Vorsicht das noch vorhandene Bruchstück unversehrt zu Tage zu fördern. Dies war aber um deswillen unmöglich, weil die Wurzeln der Eiche die Urne zum Theil ganz durchdrungen hatten, und weil eine ursprünglich wohl neben dieser Urne gestandene zweite, durch die Last der Eiche nach und nach in jene gedrückt worden, so dass beide zerborsten waren: ausserdem hatte das Wasser, in dem die Urne stand und welches bei ihrer Untergrabung in Menge hervorquoll, die Masse so erweicht, dass sie sich beim Anfassen zertrennte. Indessen gelang es uns doch

einige Fragmente von bedeutender Grösse unversehrt zu erhalten, deren Ausmessung, sowie jene der früher erwähnten Urnen einen Umfang von sieben Fuss rhein. und eine Dicke von $\frac{3}{4}$ Zoll ergab; die Masse war ebenfalls ungebrannt, grau, roh und mit kleinen Kieseln vermengt; der Rand eingebogen. Der Umfang des noch gefundenen Bruchstückes enthielt eine graue, fettige, hier und da noch Spuren verbrannter Gebeine andeutende Erde.

Die von uns genau befragten Arbeiter erzählten uns, dass sie an vielen Stellen im Walde nicht allein Gefässe dieser nämlichen Art zu zweien, dreien und mehreren, sondern auch andere von rother Farbe, zierlicher Form, mit mancherlei Strichen und Zierrathen, auch mit Deckeln versehen, von verschiedener Grösse, mitunter sehr klein, Gebeine, Asche und zusammengeflossenes Glas enthaltend, zu sechs und mehr Stücken zusammenstehend, gefunden; aber darauf nicht achtend, auch wohl in der Meinung, in den Töpfen Geld zu finden, sie zertrümmert hätten.

Dies war das Resultat unserer Wanderschaft; zur Untersuchung von Hünenbetten oder Hünenhügeln, die sich ebenfalls zahlreich in diesem Duisburger Urwalde finden, fehlte es uns für diesmal an Zeit und den nöthigen Einleitungen. Merkwürdige Entdeckungen dürfte wohl das Durchschneiden solcher Ruhestätten unserer Altväter, und die Untersuchung des Heidenbäuschens liefern, und vielleicht die Richtigkeit jener Ansicht über die Oertlichkeit der Hermannssohlacht, welche die Entscheidung derselben in diese Gegenden verlegt, beweisen. «

Nach dem Bekanntwerden dieses Artikels hätten leicht und damals gewiss mit ausserordentlich ausgiebigem Erfolg regelmässige Ausgrabungen angestellt werden können. Dies geschah aber nicht. Die Ausrodungen grosser Strecken wurden ins Werk gesetzt, die Arbeiter fanden wie auch schon früher sogenannte „Heidepött“, d. h. Urnen, in grosser Zahl, welche zerschlagen wurden, ferner hin und wieder „Heideköpp“, d. h. kleine römische Kupfermünzen, die aber ebenfalls nicht geachtet wurden, da man sie nicht zu Geld machen konnte. Die gebildete Bevölkerung, mit Ausnahme des Waldvorstandes, der die Sache für sich behielt, vergass die Funde und das Vorhandensein fernerer Hünengräber bald. Und so hat merkwürdiger Weise die nur noch sagenhafte Ueberlieferung, die Herr Prof. Dr. Schneider in Düsseldorf mir mittheilte, dass einmal im Walde „Römisches Rüstzeug“ gefunden sei, ferner dass ein Aufsatz oder Werk darüber von Haupt existire, zunächst durch die Freundlichkeit des Privatdocenten Herrn Dr. Castanjen in Leipzig (welcher mir auf meine Fragen mittheilte, dass der Waldvorstand in den 50er Jahren bereits eine Grabung angestellt habe, und mir den Ort derselben zeigte) die Neuentdeckung und vollständige Aufdeckung der Gräberfelder der Umgegend von Duisburg, dann nach mehreren Jahren durch die gütige Bemühung der Herren

Rector Dr. Fulda und Director Dr. Schmitz in Köln auch die Entdeckung und Erwerbung des Aufsatzes in der Kölner Zeitung möglich gemacht und herbeigeführt ¹⁾.

2.

Ehe ich indess zu den von mir bei dem hiesigen wissenschaftlichen Verein angeregten und im Auftrage desselben in den letzten Jahren angestellten Grabungen und den Resultaten derselben übergehe, kann ich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie Haupt bei Gelegenheit des „Heidenhäuschens“ der „von Angermund bis Wesel sich hinziehenden sogenannten Landwehr“ Erwähnung thut. Später kommt er in seinen Schlussfolgerungen, die abzu drucken zwecklos war, auf sie zurück und hält es für nicht unmöglich, dass „die an der Grenze des Duisburger Waldes hinziehende Landwehr der römische Limes“ sei. Ich glaube nicht, dass Haupt mit seiner Vermuthung Recht hat, indessen ist er doch wohl der erste, der in einer Landwehr am Niederrhein den weiter oberhalb als Pfahlgraben auftretenden limes vermuthet. Von der Landwehr, welche Haupt bezeichnet, sind zwischen Kickinbusch und Angermund nur wenige deutliche Spuren dicht bei dem genannten Bauernhofe noch vorhanden ²⁾. Sie ging von dort, wie ich von Leuten erfahren habe, die sie noch gesehen, zur Düsseldorf - Duisburger Chaussée, erreichte diese bei Schmitz und fiel bis zum „krummen Hak“ mit ihr zusammen. Es ist dies der Punkt, wo die Chaussée über den Dickelsbach geht. Die Landwehr ging dann links am Bach entlang (welcher früher nicht zu einem Teiche erweitert war, wie aus der alten Duisburger Flurkarte von 1733 zu ersehen ist) und theilte sich, wie aus der Generalstabskarte noch zu erkennen ist, in die links nach dem Rheine führende „Landwehr“, und die rechts nach der Ruhr zu führende „alte Landwehr“. Welche Fortsetzung Haupt jenseits der Ruhr

1) Woher Fahne, Bocholtz p. 245 die Notiz hat: »Im Duisburger Walde fand man viele Gebeine und römisches Rüstzeug, was einige auf die Schlacht des Varus, andere auf die Schlacht des Quintin 370 bezogen haben«, ist mir nicht bekannt.

2) Der Lauf der Landwehr wird aus den Flurkarten von Angermund genau zu constatiren sein. Ausserdem ist er in der später erwähnten Karte des Gestütswaldes zu finden.

gekannt hat, ist nicht zu ersehen, es sind dort mehrere deutliche Arme, auf die wir sogleich noch kommen.

Nach Haupt der erste, der wenn auch nicht diese Landwehr, so doch Landwehren des Duisburger Bezirks verfolgt hat, ist Fahne und zwar in seinem bereits erwähnten Werke über die Herren von Bocholtz 1863 p. 251—253 und Anm. z. Vorwort. Seine bis dahin und später bis 1866 gemachten Beobachtungen und Vermuthungen sind in einem Kärtchen zusammengestellt, welches 1867 als Beilage der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins erschienen ist. Die Landwehr wird hier ganz bestimmt als *limes imperii romani transrhenanus* bezeichnet und in mannichfachen Zweigen auf lange Strecken verfolgt ¹⁾. Vermuthete römische Heerstrassen finden sich angedeutet. Beide Angaben entbehren aber einer Ausführung darüber, was ihnen wirklich zu Grunde liegt, und wir müssen uns mit den kurzen Andeutungen in dem Werke über Bocholtz begnügen. Damit soll den Aufstellungen des Herrn Fahne ihr Werth durchaus nicht bestritten werden. Vielmehr hätten sie in dem jetzt von uns zu besprechenden Werke von Prof. Dr. Schneider wohl eine eingehende Berücksichtigung verdient. Aber eine irgendwie abgeschlossene Untersuchung liegt in ihnen nicht vor, vielmehr nur eine anzuerkennende Anregung zu weiteren Studien.

Das erwähnte Werkchen von Schneider, welches vor einigen Monaten die Presse verlassen hat, heisst „Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. 3. Folge, der Kreis Duisburg unter den Römern“, und ich will es besprechen, soweit ich die in demselben angeführten Beobachtungen geprüft habe. Und zwar gedenke ich den einzelnen Aufstellungen in der Ordnung zu folgen, welche der Verfasser gewählt hat.

S. 6 ist vom 8. Arm der Grenzwehr die Rede, und derselbe in der Richtung von Dümpten nach den Heiderhöfen und der Ruhr verfolgt. Es heisst dann: „die Landwehr dreht sich links von den Heiderhöfen allmählig nach Süden, in welcher Richtung man noch einige schwache Spuren verfolgen kann bis Altstadt, wo sie bei der Köln-Mindener Bahn über die Ruhr setzt. Auf dem linken Flussufer verfolgt man die Ueberreste als einzelnen niedrigen Wall bis in die Nähe der bergisch-märkischen Eisenbahnbrücke, dann in einem alten Wege

2) Viberg (»der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr.« Deutsch 1867) gibt auf seiner »Fundkarte« die Fortsetzung des Römischen *limes* von der Lahn bis zum Drususkanal als Vermuthung.

bis zum Monningshofe, wo sie als Wall von starkem Profil erscheinen, und dann wieder in einen Weg verlaufen, der, sobald er in den Duisburger Wald eintritt, an einer Seite mehre Wallreste aufweist, die bei Nummerstein 0,34 die Duisburg-Mülheimer Chaussée durchschneiden; auf der Südseite der letzteren gewahrt man noch einen starken Wallrest und in dem anstossenden Tannenwalde die schwachen Reste von zwei Wällen.“ Der Herr Verfasser hat die Grenzwehr nicht weiter in Worten ausgeführt, er lässt sie jedoch auf der anliegenden Karte sich bald der erwähnten alten Landwehr nähern und dann ungefähr parallel mit ihr in gerader Richtung auf Neudorf losgehn. Bis hierher scheint sie ihm sicher zu sein, von Neudorf an ist sie mit Punkten weiter geführt, schneidet den Ratinger Kalkweg und die Düsseldorfer Chaussée und geht dann in der Richtung der „Landwehr“ dem Rheine zu. — Hierzu will ich mir erlauben, folgendes zu bemerken. Die von den Heiderhöfen nach der Ruhr führende Landwehr war vor einigen Jahren nahe dem Inundationsterrain noch ziemlich erhalten und lief mit dem daneben befindlichen tief ausgefahrenen Wege in südwestlicher Richtung von den Heiderhöfen nach dem genannten Terrain, wo sie scharf abbricht. Die Richtung ist auf der Generalstabskarte richtig verzeichnet und ist auch im Munde des Volkes als Landwehr bekannt. Von da nach Alstaden hin hat der Verfasser sie wahrscheinlich südöstlich am Rande des Inundationsgebiets gesucht, wo ein Weg am Abhang entlang allerdings vorhanden ist, aber nicht der Name Landwehr. Der dann auf dem linken Ufer vorhandene einzelne niedrige Wall ist wegen der schon seit langer Zeit versuchten Strombettregulirung und Abdeichung mindestens sehr zweifelhaften Ursprungs; wie ich denn überhaupt im Inundationsterrain lieber von allen Spuren älterer Anlagen absehen möchte, da dort bekanntlich alle Werke, die nicht sorgfältige, immerwährende Pflege finden, bald verschwinden.

Der „alte Weg“ zum Monningshofe ist auf kurzer Strecke auf der Generalstabskarte wie in Natura zu sehen. Dagegen „der Wall von scharfem Profil“ ist nur in soweit zuzugeben, als das scharf abfallende Ufer als alte Waldgrenze dort wie auch rechts nach Raffelsberg zu und links in der Tiefe durch Wall und Graben geschlossen ist. Dieser Wall läuft aber nur eine Strecke von nicht vielen Schritten in der bezeichneten Richtung. Die „Wallreste im Duisburger Walde“ würden, wenn der Verfasser statt in der Richtung von 0,34 in der von 0,39 oder 0,37 voringe und dort die Chaussée überschritte, noch bedeutender erscheinen, ohne aber auf den gegebenen Ursprung Anspruch

machen zu können. Der „starke Wallrest auf der Südseite“ ist auch seinen Profilen nach wohl nur dort hingeworfen, als der alte Mülheimer Weg zur jetzigen Chaussée vertieft wurde, und man die überflüssige Erde möglichst billig unterbringen musste. Nach den „schwachen Resten“ von zwei Wällen im anstossenden Tannenwalde verlässt uns der Verfasser. Er lenkt, wie es scheint, allmählig in den mit der Landwehr parallel laufenden und auch 1733 bereits bestehenden Fahrweg ein, um endlich bei der zum Rhein gehenden „Landwehr“ auszukommen. — Herr Prof. Schneider scheint die „Landwehr“ im Gegensatz zur „alten Landwehr“ nicht für hinreichend bezeugt zu halten, da er ihren Lauf sowie ihre angenommene Fortsetzung nach Neudorf nur punktirt. Der genannte Fahrweg kann eine Grenzwehr nicht gewesen sein, da er im ebenen Terrain die Contouren der auf seiner Strecke liegenden Hüenegräber theilweise beibehalten hat. — Kurz ich halte die „Landwehr“ vom Rhein zum „krummen Hak“ für vielleicht alt, die punktirte Strecke bis nach Neudorf für nicht haltbar, die folgende bis zur Ruhr und darüber hinaus bis zu dem Punkte, wo, wie ich sagte, die Landwehr scharf abbricht, für nicht erwiesen. Damit aber künftige Forscher sich nicht etwa verleiten lassen, die Reste einer der alten Landwehr parallel laufenden zweiten Landwehr, welche das Neudorfer Feld einschliesst, für Ueberreste aus römischer Zeit zu halten, so will ich hier bemerken, dass diese 1770 von den Colonisten von Neudorf angelegt ist, dass ferner die eventuelle Fortsetzung über den neu angelegten Kirchhof zwar jetzt geebnetes Terrain anträfe, dieses vor wenigen Jahren aber noch zahlreiche Hüenegräber und eine unversehrte Heidenarbe darbot.

In Bezug auf den „neunten Arm“ über 0,56 der Mülheimer Chaussée an der Westseite des Saarnberg entlang nach den Dickerhöfen und Növerhof wäre es wünschenswerth, zu erfahren, wie weit die Spuren sich mit den alten Waldgrenzen decken. Mir machen sonst die Fortsetzungen, die Fahne nach Heiligenhaus u. s. w. verfolgt hat, diese Grenzwehr als solche wahrscheinlich.

Den „zehnten Arm“ habe ich bisher noch nicht aufgesucht, ebenso wenig den „elften.“

„Die den Rhein entlang ziehende grosse Heerstrasse“ S. 9 ist mir von der Altenrader Heide und Marxloh an bekannt, weil ich dort öfter Ausgrabungen angestellt habe. Ebenso habe ich auch einen bei Nummerstein 10,10 liegenden Hügel vor einigen Jahren aufgegraben, jedoch nur Scherben vorgefunden, da er bereits geöffnet gewesen war.

Doch davon später. Auch ich bin geneigt die Strasse für uralt und für eine rechtsrheinische Römerstrasse zu halten, ihre Fortsetzungen stimmen zu dieser Annahme durchaus. Die „kleine Schanze“ vor Haus Hagen hat eine etwas merkwürdige Gestalt, indess wenn sie alt ist, so kann sie sich im Laufe der Zeit verändert haben. Bald darauf verlassen uns die Spuren der Landwehr. Der Verfasser erwähnt dann die „Burg“ in Dümpten und geht sofort zum „Klönnehof.“ Vielleicht birgt die Bürgermeistereigrenze von der Burg auf Haus Hagen zu eine kurze Strecke die alte Strasse. Von der Burg aber führte, wie mir 40—50 jährige kundige Leute versicherten, früher eine Landwehr von 3 Wällen mit 4 Gräben nach den Heiderhöfen und von dort südwestlich in der vorher bezeichneten Weise zum Inundationsgebiet. Ich glaube, dass dies die muthmassliche Richtung der Strasse ist, dass sie ferner dort das Ruhrdelta überschritt, um am Schwiesekamp, wo die Duisburger „alte Landwehr“ beginnt, weiter nach Süden zu gehn. An dem wasserfreien Terrain entlang mag dann eine fernere Strasse an die nicht unwahrscheinliche Ruhrorter (14) angeschlossen haben, doch will ich dies nicht behaupten.

Ob, um die Duisburger „alte Landwehr“ weiter zu verfolgen, der in der Tiefe liegende Schlechtendahls Hof eine passende Schanze abgab, zumal dicht daneben höheres Terrain ist, das ihn dominirt, will ich dahin gestellt sein lassen. Ich selbst habe allerdings darum gefragt, Herrn Prof. Schneider auf diesen Punkt aufmerksam gemacht, nachher aber erhebliche Zweifel bekommen. Der Musfeldshof ist ein geeigneter Platz für ein Kastell an einem auch für das Mittelalter wichtigen Kreuzungspunkte grosser Strassen; er hat deutliche Spuren von Befestigung und einige Jahrhunderte die deutschen Ritter beherbergt. — Die Fortsetzung der Landwehr und wahrscheinlichen Strasse bis Angermund hat uns vorher Haupt gegeben. Das Heidenhäuschen mag wohl eine kleine Schanze gewesen sein. Ich habe nichts mehr von ihm vorgefunden, auch kannten die Bewohner des Hofes Kickinbusch den Namen nicht mehr.

S. 12. Die „fünfzehnte Strasse“ ist die „Heergasse“ von Duisburg nach Neudorf und zum alten Steinbruch. Sie ist jedenfalls wohl so alt als der Steinbruch und geht dann über 1129 hinaus. Auf der alten Flurkarte von 1733 hat sie in der Gegend der jetzigen Windmühle auf einem Blatte eine „alte Schanze“. Diese ist jedoch auf anderen Blättern nicht vorhanden und durch Irrthum von der Düssel-

dorfer Chaussée übertragen, an welcher eine solche nach Uebereinstimmung mehrerer Blätter westlich von der Durchkreuzung durch die Köln-Mindener Zweigbahn lag. Ob in ihr eine Beziehung zu älteren Zeiten zu finden ist, weiss ich nicht. Ich finde sie in Urkunden und Chroniken nicht erwähnt.

Die „sechzehnte Strasse“, die „Heergasse“ vom Marienthore nach Mussfeldshof findet eine Fortsetzung in dem alten „Ratinger Kalkweg.“ Ihr Ursprung geht ohne Zweifel mehrere Jahrhunderte hinauf, ob weiter, weiss ich nicht.

Soll ich mir erlauben, über die Arbeit Schneiders zu urtheilen, so weit sie mir übersehbar ist, und so weit sie sich mir im ganzen nach den Einwendungen von Dederich und Fiedler und den Entgegnungen des Verfassers darstellt, so kann ich trotz der Einwendungen, die auch ich glaube erheben zu müssen, nicht umhin, die Arbeit unter allen Umständen für den Niederrhein als im höchsten Grade wichtig und in vielen Beziehungen als epochemachend zu bezeichnen. Sie ist das Resultat eines unermüdlichen Fleisses und scharfen Auges und wird die Grundlage für alle künftigen Forschungen ähnlicher Art bilden. Trotzdem lässt sich wohl nicht läugnen, dass die Untersuchungen häufig als abgeschlossen erscheinen, wo es kaum möglich ist. Zwar gesteht Schneider selbst in seinen Berichten zu, dass von einem solchen Abschlusse erst nach Erledigung einer ganzen Reihe von Fragen die Rede sein könne. Ich möchte aber auch in Bezug auf die Ergebnisse der Lokalforschung, auf welche mit Recht ein so grosses Gewicht gelegt wird, mit grösserer Schärfe sehen können, was an Spuren u. s. w. wirklich an den einzelnen Orten vorhanden ist, was nicht. Die Resultate sind im Vergleich mit den Ergebnissen aller Vorgänger so reich, dass die bisweilen durch Conjectur gemachten Ergänzungen gewiss nicht nothwendig waren. Wenn ferner der Verfasser sagt, niemand werde wohl historisch beglaubigte Nachrichten beibringen können, dass seine Grenzwehren und Strassen mittelalterlich oder gar aus neuerer Zeit seien, so wäre das, wenn es wirklich so wäre, gewiss anzuerkennen (obgleich bei grossen Ergebnissen ein kleiner Irrthum immer passiren kann), aber ich meine, die Sache sei umzudrehn. Sind Spuren oder erhaltene Denkmäler constatirt, so ist das nicht genug. Vielmehr muss die historische Forschung aus Landes-, Stadt- oder Familienarchiven zu ermitteln suchen, bis wann aufwärts sie mit Sicherheit existirt haben. Mit den Ergebnissen werden dann die Nachrichten der mittelalterlichen Historiker u. s. w. in

Verbindung gebracht. Ihre Orts- u. s. w. Namen sind oft nicht unmittelbar nachweisbar, aber manche grössere Linien doch in einzelnen festen Punkten. Die vorhandenen und für Jahrhunderte beglaubigten Denkmäler werden dann oft Aufschluss geben, und die Resultate allein für das Mittelalter werden gewiss nicht unerheblich und überhaupt bereits gross genug sein. Geht man darauf mit einer so hergestellten mittelalterlichen Karte weiter zurück und zur Beurtheilung von Römischen Verhältnissen in unseren Gegenden über, so werden wie ich glaube erheblich mehr Irrthümer ausgeschlossen sein, als augenblicklich möglich ist. Mit der 1065 erwähnten und über den pons Werdinensis führenden strata (Stein?) Coloniensis z. B., deren Lauf im ganzen geblieben ist, lässt sich auch für weiter zurückliegende Jahrhunderte rechnen. Dass anderer Seits die u. a. 1027 vorkommende marca Francorum et Saxonum sich in den von Schneider nachgewiesenen Grenzwehren theilweise wiederfindet, wird wohl zu erweisen sein.

3.

Ich komme zu dem hauptsächlichsten Punkte der vorliegenden Besprechung, dem grossen germanischen Todtenfelde bei Duisburg. Auch bei diesem haben wir in der vorher wiedergegebenen Mittheilung von Haupt einen passenden Anfang, nämlich Grossenbaum. Die von ihm genannten Richtwege sind auf der Generalstabskarte verzeichnet. Gehen wir auf dem einen, welcher von Kikinbusch nach Duisburg zu die Köln-Mindener Eisenbahn durchkreuzt, vorwärts, so sehen wir links von demselben noch zahlreiche Grabhügel, die trotz der jahrelangen Arbeit des Pfluges noch nicht eingeebnet sind. Sie sind auf der Generalstabskarte angedeutet. Auf der Linie der Eisenbahn selbst hat Herr Geometer Fuchs von hier beim Vermessen derselben nicht wenige Hügel gefunden und aufgegraben. Weiter nach dem Dickelsbach und Böllerts- (Bullerts-) Bruch zu und in demselben hat Haupt zahlreiche Urnenscherben gefunden, wie er selbst sagt „alle 30, 60, 100, 500 Schritt“, ferner haben die Landleute auf dem ganzen jetzt als Feldland benutzten „Buchholz“ bis zur Duisburger Grenze theils in welligem, theils in ganz ebenem Terrain Urnen ausgepflügt. Im Böllertsbruch habe ich endlich am Dickelsbach entlang selbst noch verschiedene Grabhügel aufgefunden. Weniger zahlreich sind die Hügel darauf in dem als Duisburger Wald auf der Karte verzeichneten Ende des Buchholzes. Links von der Chaussée nach dem Rheine zu, dem

sogenannten Wanheimer Ort u. s. w., wo jetzt Feld ist, im Anfange dieses Jahrhunderts aber noch Wald war, sind viele Urnen gefunden bis zu der sogenannten Landwehr hin.

An das Duisburger Buchholz schliesst sich ohne Unterbrechung rechts vom Dickelsbach die „Wedau“ an. Dieselbe zeigt abgesehen von vereinzelt Gräbern nur auf der der alten Landwehr zugewandten Seite Grabhügel, aber dort in einer wahrhaft überraschenden Menge. Grab lehnt sich an Grab, und gross und klein liegen sie dort in bunter Mischung, überwiegend sind die kleineren. Die Waldwege sind theilweise vollständig wellig von den unterliegenden Hügeln. Die Rheinische Bahn andererseits hat eine Reihe durchschnitten, und die wellenförmige Einschnittlinie lässt die Zahl leicht übersehen. Den Abschluss nach der Stadt zu macht die „alte Landwehr“, jenseits welcher ebenso wie vorher bei der Landwehr seit vielen Jahrhunderten Ackerland war. Ein bemerkenswerther Punkt, auf den wir nachher zurückkommen werden, ist in der Wedau der jetzt neu angelegte Kirchhof. Auf ihm hat am 22. April 1868 unter den Augen der Herren Professoren aus'm Werth und Ritter, welche auf eine Einladung des Duisburger wissenschaftlichen Vereins die Güte hatten herüberzukommen, eine grössere Grabung statt gefunden, und später sind dort in dem grössten Grabe, welches als „altes Hünengrab“ bei der neuen Kirchhofanlage erhalten worden ist und nun bereits die Gräber von Kriegern des Jahres 1870 trägt, ebenfalls Funde gemacht worden.

Ueber Neudorf hinaus geht das Todtenfeld immer die alte Landwehr entlang weiter zur Mülheimer Chaussée. Die Hügel sind in den hundert Jahren, seit welchen das Land kultivirt ist, fast alle eingeebnet, aber auch viele Urnen gefunden worden, von denen einzelne in meine Hände gekommen sind. Die östliche Grenze bildet hier der Duisburger Wald. Darauf überschreitet das Todtenfeld die Chaussée und endigt immer schmaler werdend und links von der alten Landwehr, rechts von dem Duissernschen Berge begrenzt am Inundationsterrain. Dies Gebiet ist theils am Abhange des Berges durch Ziegeler, theils im Thale durch Leute, welche da Sand holten, stark durchwühlt, und es sind sehr viele Urnen aufgefunden, von denen ich ebenfalls einige für die Sammlung des Gymnasiums erhalten habe.

Eine Gruppe von Grabhügeln ist endlich noch zu erwähnen, welche auf der andern Seite des Duissernschen Berges kurz vor Monningshof im Walde liegt. Ich habe einen Hügel geöffnet, ohne etwas zu finden. In dem vorliegenden Feldterrain aber sind oftmals Urnen aus-

gepflügt, die nach der Beschreibung der Landleute den übrigen hier gefundenen ähnlich sind.

Ich hoffe in dem vorstehenden eine deutliche Uebersicht des ganzen ungeheuren Todtenfeldes gegeben zu haben, welches von Grossenbaum aus zuerst an beiden Seiten der Landwehr, dann an der Waldseite derselben sich bis zur Ruhr zieht. Ob jenseits von Grossenbaum eine Fortsetzung existirt hat, habe ich mit Sicherheit nicht ermitteln können, doch ist es mir unwahrscheinlich, wenigstens werden nur vereinzelte Gräber sich früher gefunden haben. Ob an der Stadtseite der Landwehr früher germanische Grabfunde gemacht sind, ist bei der uralten Kultur derselben ebenfalls nicht zu ermitteln. Das Duisburger germanische Gräberfeld hat jedenfalls bei einer Länge von einer Meile und einer Breite von durchschnittlich einer Viertelstunde eine Ausdehnung, die wohl von keinem anderen Deutschen und besonders rechtsrheinischen erreicht wird. Ferner hat es auf diesem weiten Terrain eine solche Menge von Grabhügeln, dass auch diese wohl unerreicht dasteht. Könnten wir den ursprünglichen Zustand desselben herstellen, so hätten wir sicherlich mit tausenden zu rechnen. Ich selbst habe auf dem am dichtesten besetzten Gebiete der Wedau¹⁾ über 100 Gräber geöffnet oder öffnen lassen.

Gehen wir nun zur Besprechung unserer tumuli paganorum über. Auf den ersten Blick erkennt man, dass unsere Hügelgräber wie die an anderen Orten untersuchten eine kreisrunde Grundfläche haben, dass sie ferner oben alle nur wenig gewölbt sind, besonders diejenigen, welche eine sehr grosse Grundfläche besitzen. Diese letzteren sind

1) Der Name »Wedau« kommt auch in der Form »Weddau« auf den Karten vor. Wir haben hier bei unserer Stadt am Rhein eine »Rheinau«, an der Ruhr eine »Ruhrau«, beides angelandete Strecken im Inundationsgebiet der betr. Flüsse. Die Wedau wird inundirt durch zwei sie durchfliessende Bäche, den Pootbach und den unter den Namen »Wiesenbach«, »Weissbach« und »Weidbach« im »heiligen Brunnen« entspringenden Bach. Auch die Wedau findet sich unter dem Namen »Weidau.« Der Bach war früher bedeutender, und die Beziehung liegt nahe. Ob in der Silbe »Weid, Wed« die Benutzung ausgesprochen ist, weiss ich nicht. Es sollte mich freuen, wenn bessere Sprachkenner als ich in dem »Wedbach« eine Beziehung zu dem »heiligen Brunnen« entdeckten, von dem später die Rede sein soll. Mone (celtische Forschungen 1857) würde den Namen in allen seinen Formen wiese-, weis-, weid-bach als Verdoppelung des Begriffes »Bach« auffassen und neben seinem celtisch-germanischen »Duisburg« (das, Festung, Burg) gewiss gut verwenden können.

fast ganz flach geworden¹⁾. In Bezug auf ihre Grösse sind sie sehr verschieden. Sie kommen hier vor in einem Durchmesser von c. 10 Fuss und einer Bodenerhebung von einem halben Fuss bis zu einem Durchmesser von 60 Schritt und andererseits einer Höhe von 7 Fuss. Die ganz kleinen Hügel werden leicht übersehen, ihre Aufgrabung ist jedoch leicht und erfolgreich. Die grössten Hügel enthalten zwar ausser Urnen auch noch aussergewöhnliche Fundstücke, jedoch ist die Grabung langwierig und bisweilen umsonst, da die Mitte nicht scharf zu bestimmen ist, oder die Urne nicht genau in der Mitte steht. Die grösseren Hügel decken sicherlich schon der grösseren Arbeit wegen, welche sie erfordert haben, die Urnen von hervorragenderen Personen.

In Bezug auf die Ausgrabung hat sich folgende Art²⁾ als besonders praktisch herausgestellt. Da die Urnen erfahrungsmässig in der Mitte des Hügels stehen, so kommt es im Interesse der Erhaltung derselben darauf an, zunächst die Mitte zu bestimmen. Bei kleinen Gräbern ergibt sie sich auf den ersten Blick. Dort wird dann die Sonde eingesenkt. Bei grösseren Hügeln geht am besten einer der Ausgrabenden auf den Hügel, andere umgehen den Hügel in einiger Entfernung und bezeichnen dem ersteren, wo er die Sonde einstecken soll. (Unter der Sonde verstehe ich einen dünnen eisernen Stock, der unten spitz ist und oben eine Krücke trägt. Eine grössere Länge desselben als die des gewöhnlichen Spazierstocks empfiehlt sich nicht, da er weniger bequem zu tragen ist, da ferner die Erde in einer grösseren Tiefe zu grossen Widerstand leistet, so dass der Zweck der Sonde verfehlt wird.) Oft genug habe ich beim ersten Einsetzen der Sonde in einer Tiefe von 1'—2' sofort den Urnendeckel gefühlt. In den meisten Fällen aber ist es nicht so, und die Grabung beginnt, ohne dass der Platz der Urne sicher ermittelt ist. Um die Sonde wird darauf mit der Schaufel ein Kreis von c. 6—8' Durchmesser bezeichnet, welcher

1) Sind die Hügel förmlich eingesunken, d. h. in der Mitte tiefer als ringsum, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, dass sie bereits geöffnet sind.

2) Neben der beschriebenen Ausgrabungsmethode sind auch andere, z. B. Durchschlagen des Grabes durch einen Querschlag oder im Kreuz versucht worden, jedoch haben sich dieselben nicht bewährt. Neben der verhältnissmässig leichteren Erhaltung der Urne wird bei unserer Methode der mittlere Kern des Grabes, der oftmals Beigaben enthält, vollständig erforscht. Weiter nach dem Rande zu haben wir nur bei dem grössten hier vorhandenen Grabe etwas gefunden.

einstweilen unberührt bleiben soll. Darauf wird rund um diesen Kreis ein Graben von 3' Breite ausgeworfen, die Erde nach aussen. Die Tiefe des Grabens richtet sich nach der Erhebung des Hügels über die Fläche, jedenfalls muss man 1—2' unter die Fläche hineindringen. In der Mitte steht dann der unversehrte Erdkegel. Fast in allen Fällen birgt er die Urne. Doch empfiehlt es sich auch während des Grabens das unterliegende Erdreich mit der Sonde zu untersuchen, da noch andre Urnen oder kleinere Gefässe vorhanden sein können, da ausserdem die Haupturne vielleicht nicht ganz in der Mitte steht. Ist man so weit, so wird die Heidenarbe in einer Dicke von einem halben Fuss von dem Kegel abgetragen, und dann unter fortwährendem Sondiren der Kegel ringsum vorsichtig weggenommen. Die Erde löst sich leicht ab und es zeigt sich bisweilen der blossgelegte Urnenrand, ehe man es vermuthet. In den meisten Fällen aber haben sich schon vorher als Vorboten Kohlenstücke gezeigt, und zwar in verschiedener Höhe. Am dichtesten liegt die Kohle auf dem Grunde, auf welchem die Urne steht. Bisweilen ist auch nur die Erde oder der Sand dunkler gefärbt, ein Zeichen, dass er organische Substanzen aufgenommen hat¹⁾. Herr Geometer Fuchs hat bei Grossenbaum in einzelnen Gräbern etwas über der Urne

1) Herr Geheimrath Prof. Schaaffhausen in seinem Aufsätze über germanische Gräber, Jahrb. XLIV, hat dieses ebenfalls bemerkt. Derselbe hat die Güte gehabt, Kohlenstücke, welche ich ihm mit Schädelfragmenten eingesandt habe, zu untersuchen, und dieselben als Buchen- und Eichenkohle bestimmt. Zwar war wohl anzunehmen, dass die jetzt hier vorkommenden Holzarten auch zur Zeit unserer heidnischen Vorfahren sich fanden. Doch ist es interessant zu wissen, dass Buchen und Eichen damals wie jetzt einen hauptsächlichsten Theil unseres Duisburger Waldes ausmachten. Auf der Bürringer Heide hat man in den Gräbern Kiefernkohle und auch Wachholderkohle gefunden. Bei den Schädelfragmenten waren Herrn Schaaffhausen röthliche Flecken aufgefallen, welche er, wenn die Schädel nicht im Feuer gewesen wären, wie er sagt, für Blutflecken erklären würde. Ich habe ein Schädelstück nochmals ausgeglüht, und die Farbe hat sich nicht nur nicht verloren, sondern wo möglich an Intensität zugenommen. Ich schloss daraus, und weil zugleich die färbende Substanz tief in den Knochen eingedrungen war, dass wir es mit einer Eisenverbindung zu thun haben müssten. Dies hat sich bei der weiteren chemischen Untersuchung auch herausgestellt. Es muss in der Nähe des Schädelstücks ein Stückchen Eisen gelegen haben, das sich zwar später nicht mehr in der Urne vorfand, weil es sich vollständig gelöst hatte, aber doch den Knochen färbte, den es erreichte. Ich erinnere an den durch den Obolus prachtvoll grün gefärbten fränkischen Schädel.

in der Erde eine Lage von dicht neben einander gelegten und zu einer Art von Wölbung vereinigten Kieselsteinen gefunden. Es erinnert dies an eine Beobachtung von W. Tappe (die wahre Gegend der 3tägigen Hermannsschlacht. Essen 1826), welcher schreibt: „In der Nähe von Haustenbeck fand ich einen Hügel, dessen Grundfläche war ganz mit kleinen platten Brocken von Kalksteinen dicht belegt, ehe der Hügel aufgeführt war. Bei einigen Hügeln fand sich wieder, dass der Umkreis derselben vor der Aufrichtung mit kleinen Kohlenbröckchen bestreut gewesen war. Ohne eine solche Bezeichnung des Kreises war es nicht möglich, die Hügel alle so schön rund zu machen, wie sie ohne Ausnahme sind. Da wo man diese Bezeichnung mit Kohlen nicht findet, kann sie mit Sand gestreut sein.“ Die Steinlagen unten oder oben bieten eine Erinnerung an die Steinkammern und Betten, welche sich in andern Gegenden in Hügelgräbern finden. Wenn Tappe meint, es sei eine Bezeichnung des Grundkreises durch Steine, Kohlenbröckchen oder Sand nöthig gewesen, so irrt er. Die Kohlenbröckchen stammen von der Verbrennung her und sind einfach liegen geblieben, wo sie lagen. Die weiter verstreuten pflegte man zu sammeln und mit auf den Hügel zu werfen, während er aufgeschüttet wurde. Daher kommen sie abgesehen von der Grundfläche in der Nähe der Urne eben in jeder Höhe vor. Eine Bezeichnung war aber gar nicht erforderlich. Die Verbrennung geschah auf ebener Erde oder in einer sehr geringen Vertiefung. Darauf wurden die Reste gesammelt, mit Kohlen u. s. w. in eine Urne gelegt, und diese mitten auf den Brandplatz gestellt. Anverwandte und Leute des Verstorbenen schütteten dann den Hügel auf, indem sie zunächst die Urne zudeckten und in der dort sich bildenden höchsten Höhe des Hügels sehr leicht die Spitze des Kegels erhielten. Dass dann aber nicht eben übermässig viel Augenmass dazu gehörte, dem Hügel eine regelmässige Form zu geben, ist für jeden Kundigen klar. Grabgeräthe waren hierbei nicht erforderlich. Wenn wir sehen, wie bei Cäsar die Eburonen vor Ciceros Lager mit den Schwertern oder Lanzen den Rasen ausstechen, dann in ihren Mänteln die mit den Händen zusammengeraffte Erde wegtragen und so in einer sogar für die arbeitgewohnten Römer unglaublich kurzen Zeit weitgestreckte Cernirungswerke aufführen, so wissen wir, wie ein Grabgefolge bei den Germanen verfahren haben wird. Das kleine Gefolge eines gewöhnlichen Mannes oder einer Frau brachte nur einen kleinen Hügel zu Stande. Die Volksmenge, welche den todtten Häuptling bestattete, richtete mit Leichtigkeit einen Hügel auf, der hunderte von Schachtruthen Erde birgt,

da eben jeder Hand anzulegen wusste. Die Hügel, wie wir sie hier haben, konnten aufgeworfen werden, ohne dass jemand sie dabei bestieg. Die grösseren bei Marxloh von 12 bis 15 Fuss Höhe müssen während des Aufwerfens erstiegen sein, was auch ohne Verletzung der Pietät gegen den Verstorbenen wohl geschehen konnte, da ja die Anverwandten später auch auf den Gräbern opferten. Der Umstand, dass wohl gewiss in der eben erwähnten Weise die Hügel geschaffen wurden, erklärt es auch, dass auf dem Gräberfelde Hügel vorhanden sind, ohne dass diesen entsprechende Ausschachtungen sich finden. Jeder nahm eben hier oder dort in der Umgebung Sand oder Erde auf, um sie hinzubringen, und die Dichtigkeit der heilig gehaltenen schon vorhandenen Grabhügel zwang manche, hunderte von Schritten weit zu gehen, um Erde zu holen. Bei Marxloh sind allerdings neben den grösseren Hügeln auch hier und da ziemliche Vertiefungen, die aber immer doch nur einen Theil des anliegenden Hügels geliefert haben können, wenn sie überhaupt alt sind.

Indess wir wollen zu der Urne zurückkehren, indem wir die kleineren Gefässe, Messer, Waffen oder sonstige Dinge, die sich wohl in der Umgebung derselben finden, und die zur Ausrüstung des Todten als Geschenke der Anverwandten während der Errichtung des Hügels hinzugelegt wurden, einstweilen bei Seite lassen. Ist die Urne bei der Grabung an irgend einer Seite mit der Sonde erreicht oder bereits sichtbar, so muss mit grösster Vorsicht weiter gearbeitet werden. Bald werden sich abgebrochene Deckelstücke zeigen, da die Deckel, mit denen hier alle Urnen versehen sind, sehr häufig über die Urne hinausgreifen und dann natürlich dem Druck der auffallenden Erde, die von unten keinen Gegendruck erhält, erliegen. Ist die Urne nicht ganz gefüllt gewesen, so ist auch ein Theil des Deckels gewöhnlich in dieselbe hineingedrückt. Bei einiger Vorsicht lassen sich jedoch viele Deckel später wieder herstellen. Mit Sorgfalt wird nun die Erde zunächst über der Urne entfernt, dann rings umher, während man sie unten auf ihrem sichern Ruhepunkte lässt. Sie steht endlich ganz frei, darf aber dann noch nicht aufgenommen und versetzt werden. Sie ist mit ihrer Füllung so schwer, und andererseits der von Feuchtigkeit seit Jahrhunderten durchzogene Thon so mürbe ¹⁾, dass sie fast

1) Oft hat auch die Urne bereits, nachdem sie kurz nach der Bestattung von Feuchtigkeit durchdrungen war, dem Druck der aufliegenden Erde, welcher vielleicht durch darüber aufgewachsene mächtige Bäume verstärkt wurde, nicht

in allen Fällen zerbricht, wenn sie, ehe sie entleert ist, aufgehoben wird. Auch bei der Entleerung ist grosse Aufmerksamkeit nöthig, nicht bloss der Urne selbst wegen, die bisweilen im letzten Augenblick noch in Trümmer geht, wenn man sie gerettet glaubt, sondern auch, weil interessante Knochenstücke, Kohlen, geschmolzene Broncesachen sich zwischen dem Sande und den kleineren Knochenresten finden können. Lässt man nach der Entleerung der Urne eine gewisse Zeit, um etwas zu trocknen, so wird sie sich um so leichter transportiren lassen. Soll sie darauf vollständig rein werden, so bedarf sie einer eigentlichen Waschung. — Wir sind bisher davon ausgegangen, dass eine Urne in der Mitte des Hügels stehe, und dieses ist auch das gewöhnliche. Aber wie Haupt von 6 Urnen spricht, die neben einander gestanden haben sollen, so habe auch ich deren bis zu 5 in einem Grabe gefunden. Es standen einmal oben 3 und darunter die zwei anderen. Die Grösse derselben war verschieden, das Grab aber war nicht eines der grösseren. Wahrscheinlich haben mehrere Familien gemeinsam ihre Todten beigesetzt. Gegen die Annahme, dass nach einander Glieder derselben Familie begraben seien, spricht der Umstand, dass nur die unteren Urnen auf Kohlen standen, und zwar etwas tiefer als gewöhnlich in den Boden eingesenkt. Oftmals standen zwei Urnen neben einander, beide gefüllt mit Knochen. Kleinere Bechergefässe ohne Deckel, wie sie auf den Tafeln zahlreich gezeichnet sind, waren, wenn sie ausserhalb der Urne sich befanden, nie mit Knochen, sondern nur mit Erde gefüllt, also leer gewesen. Waren sie in der Urne, so standen sie meistens unten auf dem Boden derselben mit der Oeffnung nach oben

widerstehen können. Feine Haarwurzeln wachsen in die Risse hinein und erweitern sie. Welche merkwürdige Thätigkeit im Innern der Urne solche Haarwurzeln an den Kohlen durch Eindringen in die Jahresringe, feinste mechanische Zertheilung und endlich Aufsaugung ausüben, hat Tappe l. c. entwickelt; ihre ähnliche Zerstörung und Durchwachsung der Knochen, die so weit geht, dass endlich oft nur eine verfilzte Wurzelmasse von der Form des verzehrten Knochens zurückbleibt, hat Schaaffhausen l. c. treffend dargestellt. Ganz unversehrte Knochen erinnere ich mich nur in einer Urne gefunden zu haben, in welche der Deckel luftdicht hineinschloss, und die sich bis zur Grabung vollständig erhalten hatte (Taf. IV V Fig. 17). Bei allen anderen Urnen waren die Wurzeln durch Deckelrisse oder am Deckel entlang oder durch Urnenrisse eingedrungen. — Ich will hier noch bemerken, dass ich weder neben den Urnen noch in denselben eigentliche Asche gefunden habe. Dieselbe war wohl durch die Feuchtigkeit ausgelaut und aufgesogen.

gerichtet, bisweilen aber auch mit der Oeffnung nach unten und dann nicht immer mit Knochen sondern auch wohl mit Sand gefüllt.

Die Urnen, welche in den hiesigen germanischen Gräbern gefunden, sind unter den abgezeichneten folgende: IV u. V, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 29, 31, 32, 33, VI u. VII, 11, 12, 13, 14, 23, 24, 25, 26, 27. Ihre Grösse ergibt sich aus den beigetzten Massangaben. Alle sind jedoch kleiner als die, welche Haupt bei Grossenbaum gemessen hat, wenn man seine „comparative“ Messung als genau annehmen darf. Urnen von 2' 4" Bauchweite kommen näher bei Duisburg nicht vor. Herr Fuchs meinte, auch die Grossenbaumer möchten kaum so gross sein. — Uebrigens sind die Urnen eben „irdenes Geschirr“, von dem Tacitus Germania 5 spricht, das sicherlich in derselben und ähnlichen Formen auch dem Gebrauche des Lebens diene. Ebenso ist es mit den Deckeln, welche offenbar je nach Bedürfniss als Deckel oder als Schalen für Milch und andere Speisen zu gebrauchen waren und gebraucht wurden. Dem entspricht es auch, dass die Deckel einen Eindruck auf der Wölbung haben oder 3 Füsse, dass einzelne ferner Henkel tragen, welche erlauben, dass man sie an einen Haken hängt, oder durchbohrte Stutzen, so dass ein dünner Strick durchgezogen werden kann. Dieselben Stutzen finden sich, wenn auch nicht durchbohrt, als Zierrathsmotiv an einzelnen Urnen wieder. Die Gestalt der einzelnen im allgemeinen zu beschreiben, ist wohl kaum erforderlich. Die beigefügten Tafeln enthalten alle charakteristisch erscheinenden Formen. Weniger genau lässt sich im Bilde die Verzierung unterscheiden. Ich will sie daher, auch wenn ich dadurch bereits beschriebenes erörtere, kurz charakterisiren. Ich unterscheide 3 wesentliche Theile an der Urne, nämlich den Hals, den Anfang der Bauchung bis zum grössten Kreise, endlich den unteren Theil der Bauchung¹⁾. Einzelne Urnen sind im ganzen gleich gehalten. Sie sind dann zu unterscheiden, je nachdem sie einigermaßen glatt, d. h. schlicht sind, oder rauh gehalten. Letzteres ist nicht nothwendig als ein Zeichen der grösseren Rohheit ihrer Verfertiger aufzufassen oder nothwendig ein Zeichen, dass sie älteren Datums sind als die anderen. Vielmehr sind sie offenbar absichtlich an der äusseren Oberfläche rauh gehalten, da man sie eben so absichtlich innen glatt gestrichen hat. Dass wirklich diese rauhe Oberfläche, die man mit dem rauhen gespritzten Bewurf der

1) Die stärkste Bauchung allein zu verzieren, wie es in anderen Gegenden vorkommt, ist hier nicht Sitte gewesen.

Häuser gegenüber dem glatt gestrichenen vergleichen kann, eine Verzierung gleichsam à l'antique war, ist deutlich daraus zu ersehen, dass dieselbe Verzierung allein oder mit durchlaufenden Rinnen für den unteren Theil der Bauchung vorkommt, während der obere Theil oder der Rand anders gehalten sind, und die Innenseite der Urne immer glatt ist. Wie es mir scheint, hat man auf die halbtrockene Urne mit der Hand dünn angemengten Lehm mit Sand wieder aufgestrichen, denn sie ist rauher und anders als sie durch die einfache Fabrikation aus freier Hand sein würde. Aus freier Hand aber scheinen mir die Urnen alle gemacht zu sein, da die charakteristischen Rundstreifen fehlen, da sie ferner alle dünner geschabt sind, und zwar entweder bloss innen oder aussen ebenfalls. — Der Hals ist gewöhnlich schlicht gehalten, nie allein rauh. — Nur einmal ist er sauber ausgeschabt, so dass nach der oberen Bauchung ein scharfer Rand entsteht (nach römischem Muster) IV u. V, 20. — Einmal ist der ganze Topf à l'antique, nur oben auf dem Rande sind Fingereindrücke unmittelbar neben einander im Kreise herum, VI u. VII, 23. Dieselbe Urne ist innen glatt und hat einen sehr fein geschabten Deckel, der von einem unserer jetzigen Töpfe sein könnte, wenn er besser ausgebrannt wäre. Es zeigt sich hier, was auch sonst aus den Tafeln leicht klar wird, dass Urne und Deckel nicht ein zusammengehörendes System bilden sondern durcheinander gebraucht wurden. Hierbei will ich bemerken, dass rauh gehaltene Deckel nicht vorkommen. Der obere Theil der Bauchung ist ebenfalls häufig schlicht, nie allein rauh. Einmal trägt er 2 Stützen, die auf einer anderen Urne beim Beginn der unteren Verzierung sitzen. • IV u. V, 13. 8. — Einmal ist er oben durch 2, unten durch 3 eingerissene Linien abgegrenzt, zwischen welchen 4 schräg liegende gerade Linien im Zickzack laufen VI u. VII, 26. — Einmal ist dasselbe in Graphit oder Metallglasur ausgeführt ohne untere und obere Grenzlinien IV u. V, 33. — Ein Bruchstück aus Lintorf IV u. V, 34. hat nicht die Linien, gibt aber die durch dieselben gebildeten Dreiecke durch dreispitzige Eindrücke. — Am meisten verziert findet sich der untere Theil der Bauchung. Dies ist auch ein weiterer Grund, weshalb ich die nur dort befindliche rauhe Oberfläche als Verzierung auffasse. Ein Vergleich mit unseren jetzigen Töpfen ähnlicher Art zeigt, dass jetzt unten allein nie Verzierungen sind, dass deshalb auch eine Glasur innen, am Halse und der oberen Bauchung nicht der Urne IV u. V, 9. entspricht, welche innen, am Halse und der oberen Bauchung schlicht, unten rauh ist. — Nach dieser einfachsten

Verzierung folgt VI u. VII, 25, welche in der rauhen unteren Bauchung in einem Zwischenraum von je c. 2 Zoll 3 tiefere und breitere senkrechte Rinnen zeigt, die oben keine Begrenzungslinie tragen. — An einer anderen Urne finden sich ebenfalls je 3 senkrechte, aber wenig tief eingerissene Linien in geringer Entfernung, oben ebenfalls ohne Grenzlinien VI u. VII, 27. — Viermal eine einzige tiefer eingerissene senkrechte Linie oben ohne Verbindungslinie ist IV u. V, 8. Die eine von den 4 Linien geht bis zwischen 2 Stützen. — Auf IV u. V, 6,c durchkreuzen sich mit einem 5zinkigen Holz roh eingerissene Querstreifen mit eben solchen senkrechten. Um dem ganzen mehr Ausdruck zu verleihen, hat der Künstler rechts etwas mehr Druck gegeben. — Die bisherigen senkrechten Streifen in welliger Krümmung, aber unregelmässig nach unten verlaufend, finden sich mit 9zinkigem Holz gerissen und oben durch einen graden, ebenso gerissenen Querstreifen verbunden IV u. V, 6,e. — Viel gefälliger ist IV u. V, 13. 6,d, wo von unten schräg nach links aufsteigend mit neunzinkigem Holz gerissene Streifen am grössten Kreis mit leichtem Bogen sich wieder abwärts neigend verschwinden. Von der so oben gebildeten Begrenzungslinie abwärts gehen eben solche senkrechte ¹⁾. — Nachgeahmte Fischschuppen mit 9zinkigem Holz gerissen und oben mit einem eben solchen geraden Begrenzungstreifen IV u. V, 6,e sind entweder länger gestreckt IV u. V, 6,a oder fast Kreisabschnitte IV u. V, 6,b. — Dieses sind die von mir gefundenen Verzierungen in einer gewissen Uebersicht. Der Leser wird wohl bemerkt haben, dass dieselben abgesehen von Stützen, welches Henkelandeutungen sind, immer an einer Urne nur auf einem der 3 wesentlichen Theile sich finden, entweder am Halse, was selten ist, oder an der oberen Bauchung, was häufiger, oder an der unteren Bauchung, was das gewöhnliche ist. Dass übrigens noch viele andere Verzierungen sich an germanischen Urnen finden, als die hier bemerkten, versteht sich von selbst und ist aus den verschiedenen Veröffentlichungen, besonders denen von Lindenschmit zu ersehen.

Die Urnen bestehen aus unserm hiesigen Thon, der mit etwas Quarzsand vermischt oder auch wohl rein gehalten ist. Sie sind im offenen Feuer schwach gebrannt, deshalb fleckig und ungleich gefärbt. Einigermaßen roth gebrannt ist nur eine der hier gefundenen IV u. V, 18. Manche Scherben machen durch die nach innen zu stärkere Brennung den

1) Wir haben in diesen letzteren Verzierungen nachgeahmtes Flechtwerk.

Eindruck, als ob man die Urnen im ausbrennenden Feuer etwa mit der glühenden Holzkohle theilweise gefüllt habe. — Die roth gebrannten Urnen, welche Haupt erwähnt, die er aber nicht gesehen hat, werden auch wohl germanisch, nicht römisch gewesen sein.

Wir gehen zu den Deckeln über, welche wie oben bemerkt für sich zu betrachten sind. Dass übrigens eine grössere Urne einen grösseren Deckel erfordert, versteht sich von selbst, wenn derselbe nicht schliesslich zu klein werden und, wie es einmal vorkommt, hineinfassen, statt wie gewöhnlich umfassen soll. Die Deckel sind also ursprünglich zum Stehen eingerichtete weniger tiefe Gefässe in Schalenform. Der einzige Deckel, welcher zu dieser Voraussetzung nicht stimmt, ist IV u. V, 2. Er ist flach mit fast senkrecht angesetztem Rande, trägt aber oben einen eingieteteten kräftigen Henkel, der ihn zum Stehen untauglich macht. IV u. V, 7 kann stehen, mag aber auch wohl mehr zum Deckel bestimmt sein. Im allgemeinen will ich bemerken, dass die Deckel verhältnissmässig die sauberste Arbeit verrathen, IV u. V, 22 ist so fein und sorgfältig gearbeitet, dass er auf der Töpferscheibe nicht schöner gemacht werden könnte. — Die erste Hauptform ist die der ziemlich flachen Schale, welche den Rand der Urne überragt, IV u. V, 31. IV u. V, 22, die sich einmal IV u. V, 7 mit 4 eingieteteten Knöpfen findet. (In dieser Einnietung der Knöpfe und vorher des Henkels, welche sich auch bei zwei Bechern IV u. V, 4 und VI u. VII, 17 wiederfindet, ist gewiss noch ein Rückbleibsel einer alten sehr rohen Technik, welche das Ausstreichen der Henkelarme u. s. w. und die dadurch bewirkte Befestigung noch nicht kannte¹⁾. Jedoch sind auch kleinere Gefässe mit ausgestrichenen Henkeln da wie VI u. VII, 15, und ein grösserer Deckel IV u. V, 5, einmal IV u. V, 23 mit hervortretendem Rande der Stehplatte (wie man sie noch hat), einmal IV u. V, 32 mit 3 Füßen. Bei diesem letzten Deckel berührt der Rand beim Aufliegen den Urnenbauch. — Die zweite Hauptform ist die der tieferen den Hals der Urne umfassenden Schale, die der früheren Form in IV u. V, 30 am nächsten kommt. IV u. V, 30 trägt einen durchbohrten Stutz. In schönerer und mehr geschweifter Form sehen wir die tiefere Schale den Urnenhals umfassen in VI u. VII, 11, 12, IV u. V, 12, 3. — Die zweite Hauptform zu klein und deshalb einfassend findet

1) Der unsern Bechern ganz ähnlich geformte Becher aus der sogenannten Steinzeit der Pfahlbauten bei Desor »die Pfahlbauten des Neuenburger Sees. Deutsch von Mayer 1866« p. 31 hat einen deutlich ausgestrichenen, nicht eingieteteten Henkel.

sich einmal IV u. V, 17. Im gewöhnlichen Gebrauch war ein solcher Deckel nicht anwendbar, da er sehr fest schliesst und kaum anders los zu bringen ist, als wenn man das ganze Gefäss umdreht. — Dieselbe Form, umgekehrt als Schale auf der Urne liegend VI u. VII, 27 und ebenfalls mit Knochen gefüllt, hat vielleicht diese Stellung erhalten, weil die Reste sich nicht alle in der Urne unterbringen liessen, erinnert übrigens auch an den Römischen Urnenschluss durch aufliegende Teller.

Die kleineren Gefässe stehen wie oben gesagt unten in den Urnen oder irgend wo in der Nähe der Urne im Hügel, indem sie wohl als Ausrüstung oder Weihgabe mitgegeben wurden. VI u. VII, 15 ist eine kleinere Urne. Die übrigen sind sämmtlich Becher. Darunter ist VI u. VII, 17, vielleicht nach römischem Vorbild, aber mit unten eingienietetem Henkel gefertigt, wie IV u. V, 26 zeigt, welches ich in Asberg erworben habe. IV u. V, 1 ist die genaue Wiederholung des Deckels von IV u. V, 32 mit 3 Füßen. Dieses Gefäss wie auch etwa IV u. V, 15, als „Salzfässchen“ aufzufassen, kann ich mich nicht entschliessen, eher als „Kinderspielzeug“. Die Becher sind sämmtlich von der rohsten Arbeit, theilweise so schlecht, als ob Kinder sie gemacht hätten. Und zwar lagen diese rohen Becher in oft ganz gut gearbeiteten Urnen, existirten also mit ihnen zu gleicher Zeit. Sie scheinen absichtlich zum Zweck der Bestattung roh gewählt zu sein, theilweise sind sie sogar wie VI u. VII, 17, IV u. V, 24, bei der Fabrikation total missrathen. Waren solche Becher für die Todten gut genug, oder hatten sie wegen ihrer alterthümlich rohen Form und weil sie für den Gebrauch des Lebens nicht dienen konnten, etwas die Todten besonders Ansprechendes an sich?

Unter den sonstigen Geräthen, welche sich bei Gelegenheit der Gräberöffnungen gefunden haben, befindet sich zunächst ein kurzes eisernes Messer. Es lag in einem grösseren Grabe der Wedau dicht am Pootbache. Die Gestalt hat wenig bemerkenswerthes, es ist eben unvollständig. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Gestalt der Messer, welche Lindenschmit Bd. II Heft III Taf. 3 gegeben hat, sehr an die Form des bis zur Erfindung der Streichhölzer in einfachen Haushaltungen gebräuchlichen Feuerstahls erinnert.

Die einzige eigentliche Waffe ist in dem bereits erwähnten grossen Hünengrabe auf dem neuen Kirchhofe gefunden. Es ist dies ein eiserner Dolch VI u. VII, 37, der wohl als römisch zu bezeichnen ist. Er fand sich im Jahre 1869, und zwar nicht weit vom äusseren Rande des Grabes.

Ein Jahr früher wurde in demselben Grabe ein sehr merkwürdiger Fund gemacht. Es ist dieses das nebenan in gleicher Grösse abgebildete Medaillon von Bronze, welches einen Augustuskopf trägt. Ich will dasselbe kurz beschreiben.

Der Grund der Platte ist punktirt wie Leder an seiner Oberseite. Gesicht und Hals sind kräftig behandelt, Ohr, Haupthaar und Diadem mehr fabrikmässig. Der Rand des Grundes ist auf der Matrize nach dem Kopfe zu nicht scharf gewesen. Nach dem Gusse hat deshalb ein ungeschickter Künstler mit dem Grabstichel nachgeholfen und eine deutliche Furche rings um den Kopf gezogen, die nur vor der unteren Nasenhälfte, unter dem Kinn und theilweise unter dem Halse fehlt. Sonst bietet die Oberseite der Platte nicht viel bemerkenswerthes. Merkwürdig ist aber die Rückseite, da der Kopf hier nicht nach derselben Seite sieht, wie der der Vorderseite, da überhaupt die Patrizie einer ganz anderen Matrize entspricht. Betrachten wir den Eindruck der Patrizie. Die Stirnbildung ist deutlich sichtbar bis zu den Augen. Der Kopf ist oben bis zu dem Diadem, dessen Blätter die einzige Erhebung über die Schädellinie bilden, kahl. Vom Ohr ziehen sich nach oben hin spärlicher werdende Haare hinauf. Hinter dem Kranz ist etwas Haupthaar vorhanden, wie die etwas wellige Linie des Kopfes zeigt. Das Ohr ist kräftig ausgebildet. Vom Ohr bis zu der Schleife des Kranzes ist Haar sichtbar. Der Hinterkopf ist gering und ebenso wie die Schleife an der Patrizie verstossen und abgenutzt gewesen. Der Hals ist ganz deutlich. Er ist schwächig und zeigt einen stärkeren Kehlkopf, als ihn der andere Kopf hat. Die Augen sind nur angedeutet, die Backen gleichmässig und ohne Ausdruck gehalten, die Nase fehlte von vorn herein, wie man noch jetzt sehen kann. — Die Platte ist liegend, nicht stehend, in einer geschlossenen Form gegossen. Der Einguss ist auf der Rückseite an der Nase gewesen. Ein hoher Aufguss hat nicht stattgefunden, und die Rückseite ist beim Erkalten an einzelnen Partien nachgesunken, so dass sich z. B. eine den Hals der Rückseite umgebende Vertiefung zeigt, die genau die Form des umgekehrten starken Augustushalses wiedergibt.



Auf dem internationalen Congress für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn im September 1868 legte ich das Medaillon bei der Debatte über römische Heerstrassen vor. Die Verhandlungen des Congresses (herausgegeben von Prof. Dr. Ernst aus'm Weerth. Bonn 1871. p. 47) geben darüber folgenden Auszug:

„Herr Dr. Wilms trug einiges über die im Kreise Duisburg gelegene sogenannte alte Landwehr vor. Erst Schneider habe sie als Römerstrasse erkannt. Die spätere Detailuntersuchung hat Redner selbst gemacht. Auch hier sind drei parallele Wälle, in deren mittlerem sich alte Urnen vorgefunden. Bei Duisburg von Grossenbaum nach Norden bis zur Ruhr an der Landwehr entlang geht ein grosses Todtenfeld. Ueber die Ruhr hinweg geht die Landwehr nach Hamborn und Marxloh.“

„Auf eine Anfrage des Herrn v. Quast über den Grund, warum man die Landwehr für römisch halte, erwidert Dr. Wilms, dass eben in ihr sich die Urnen eingegraben gefunden hätten. Als ein Bestimmungsmittel der Zeit könne vielleicht auch ein dort gefundenes Bronze-Medaillon des Kaisers Augustus dienen, welches der Redner vorzeigte. In einer Debatte über die Echtheit dieses Medaillons zwischen Herrn Dr. Wilms, Herrn von Quast und Anderen erklärt der erstere, das Medaillon sei von einem als ehrenwerth bekannten Förster Empting bei Anlegung einer Hecke in einer Urne gefunden, noch am selben Tage an einen dem Redner bekannten Mann verkauft, von diesem leider mit gewaltsamen Mitteln von der Patina befreit und ihm dem Redner übergeben worden. Bei einer am andern Tage im Försterhaus gethanen Frage, was eigentlich in der Urne gelegen, habe man ihm ohne zu wissen, dass er es besässe, gesagt „ein grünes Bild“, mithin habe es die Patina zur Fundzeit noch gehabt. Die Echtheit wurde indessen von der Versammlung nicht zugestanden.“

Die im vorstehenden Auszug erwähnten Urnen sind auf dem Terrain der Klucken'schen Pfannenbäckerei bei der Rodung des mittleren Landwehrwalles gefunden worden, und dieser Umstand kann neben anderen allerdings als ein Beweismittel für das hohe Alter der alten Landwehr gelten. Zwingend ist dasselbe indessen nicht, denn wie Herr Dr. Fulda mir ganz richtig bemerkt hat, der Wall könnte, wenn nicht anderes für ihn spräche, auch mittelalterlich sein und unversehrte Grabhügel, über welche er hinweggeführt wurde, in sich aufgenommen haben.

Was das ferner erwähnte „Försterhaus“ betrifft, so kann ich davon wohl kaum gesprochen haben, da ein solches nicht vorhanden ist. Möglich ist indess, dass ich bei der Vorlesung des Protokollconcepts

nicht hinreichend acht gegeben habe. Dagegen war es ein Irrthum meinerseits, wenn von einem Urnenfunde die Rede ist. Die genauere Untersuchung hat ergeben, dass das Medaillon nicht, wie ich von den Herren Michels gehört zu haben glaubte, in einer Urne, sondern in der freien Erde gelegen hat.

Die Echtheit des Medaillons wurde also von den auf dem Congress versammelten archäologischen Notabilitäten, unter denen sich z. B. auch der verstorbene Geheime Ober-Regierungsrath Pinder befand, nicht zugestanden. Dieser hat am zweiten Congresstage das Medaillon einer erneuten Prüfung unterzogen.

Auch der Vorstand unseres Vereins sowie die berühmten Numismatiker Chalon in Brüssel und J. Friedländer in Berlin haben sich gegen den antiken Ursprung des Medaillons ausgesprochen. Letzterer sagt in einem Briefe an Herrn Prof. aus'm Weerth: „Wenn ich auch ablehnen muss, dass auf mein Urtheil über das Medaillon Gewicht gelegt werde, kann ich es doch wenigstens mit voller Ueberzeugung aussprechen. Es ist unzweifelhaft eine Arbeit des 17. Jahrhunderts; alle Kennzeichen: die Unähnlichkeit des Bildnisses, der ungeschlachte Hals, die schlechte Ciselirung, der punktirte Grund, sprechen dafür. Es ist auch kein Abguss eines antiken Originals, sondern eine Kopie, wie sie in der Zeit der spätern Renaissance häufig gemacht wurden. Die Fundnotiz kann ja dennoch richtig sein.“

Wenngleich nun niemand den Verdacht hegt, dass hier eine absichtliche Täuschung vorliege, so mag es gerade deshalb vergönnt sein, die ganz unverdächtigen Umstände des Fundes hier anzureihen.

Zunächst möge hier die Erklärung der Herren Heinrich und Hermann Michels vom 2. November 1868 folgen.

»Im Juli oder August 1868 kam eines Morgens gegen 9 Uhr der frühere Förster Empting zu Herrn Heinrich Michels (Eisenhandlung), um Eisengeräth zu kaufen. Als er bezahlte, nahm er mit einigen Geldstücken, die er lose in der Tasche trug, eine Bronzeplatte heraus, die Herrn Michels zu der Frage veranlasste, was er da habe. Er sagte, es sei ein »Geldstück«, das er in der Wedau bei der Anlage der Hecke um den neuen Kirchhof in der Erde gefunden habe. Herr Michels nahm das Stück in die Hand. Es war dunkelgrün und noch etwas mit Erde beschmutzt. Herr Michels sagte scherzhaft, es möchte wohl Gold sein, er aber erwiederte, es sei Kupfer (er musste es also untersucht haben, und an der oberen Seite war hinten etwas gefeilt), warf es auf den Tisch, dass es klang, und fragte ungefähr »Was geben Sie dafür?« — In der Nähe hingen kleine Schellen, und er meinte, er habe wohl eine nöthig und wolle sie dafür nehmen. Seine Kuh, die im Walde weide, könne sie gebrauchen, um

leicht wiedergefunden zu werden. — Die Schelle hatte einen Werth von 3 Sgr. Darauf nahm Herr Michels das Broncestück, als welches er es gleich erkannte, und Empting entfernte sich mit seinem Geräth und der Schelle ¹⁾).

Auf dem Broncestück befand sich der jetzt noch vorhandene Kopf. Herr Michels wollte ihn deutlicher hervortreten lassen und legte das Stück deshalb in Salzsäure. Nach einigen Minuten nahm er es heraus und bürstete es mit Sand. Es wurde theilweise blank. — Um es noch reiner zu machen, wollte er es nochmals in die Säure legen, als sein Bruder Herr Hermann Michels hinzukam, es sah und meinte, »der Grünspan hätte darauf sitzen bleiben müssen.« Die weitere Reinigung unterblieb hierauf, und das Stück wurde abgetrocknet.

Am Abende traf Herr Herm. Michels den Dr. Wilms. Er theilte ihm das Vorhandensein der Bronze mit und schenkte sie ihm für das Gymnasium.

Die besprochene Bronze ist die jetzt noch auf der Bibliothek aufbewahrte einen Augustuskopf tragende Platte.

Vorstehendes bekräftigen der Wahrheit gemäss:

Duisburg den 2. November 1868.

Heinr. Michels.

Herm. Michels.«

Hierzu füge ich folgende Mittheilungen. Am Tage nachdem ich die Bronzeplatte erhielt, es war ein Samstag, ging ich mit dem Stadtrendanten Herrn Molitor auf einem Spaziergange nach Tisch nach der neuen Kirchhofanlage hin, um mir die Stelle des Fundes anzusehen und weiter mit dem Finder über die näheren Umstände zu sprechen. Wir fanden nicht den alten Förster Empting, wohl aber seinen Sohn, einen jungen Mann von c. 27 Jahren und einige Arbeiter. Man war beschäftigt, einen 3' tiefen, c. 4' breiten und c. 70' langen Graben durch das grosse Hünengrab am Wege entlang auszugraben, und der Graben war fast fertig. Man hatte damals nämlich noch vor, auch das grosse Hünengrab abzutragen und wollte in der Tiefe des Grabens die Hecke, welche das übrige mehr ebene Terrain bereits theilweise umgab, fortsetzen. Die Heckenanlage hatte der alte Empting (früher Förster beim Grafen Spee) in Accord übernommen. Ich fragte nach demselben. Der Sohn antwortete, sein Vater sei zu Hause (in Rahm bei Huckingen) geblieben. Auf weitere Fragen sagte er, dass in den letzten Tagen die „grüne Platte“ dort beim Graben in der Erde gefunden sei. Auch wusste er, dass sein Vater sie Herrn Michels gegeben habe. Da mir bisher ein Zeugniß des eigentlichen Finders fehlte, habe ich am 16. April c. um ein solches an den Förster Empting geschrieben, in-

1) Beide Herren Michels hatten sich von dem Augenblicke an, wo hier die Grabungen begannen, lebhaft für dieselben interessirt, und Herr Hermann Michels hat mehrfach die Güte gehabt, hilfreiche Hand zu bieten.

dem ich den Wortlaut der Michels'schen Erklärung beifügte. Derselbe bestätigt in seiner Antwort, dass er das Medaillon auf dem grossen Hünengrave in der Erde gefunden.

Soviel über die Art des Fundes. Ich glaube nicht, dass die gegebenen Mittheilungen an Bestimmtheit etwas zu wünschen übrig lassen.

Ich will nicht läugnen, dass ich in Bonn damals einigermassen schmerzlich überrascht wurde, als ich das von mir für durchaus unzweifelhaft gehaltene Fundstück und treffliche Datirungsmittel von Sachverständigen als unecht erklären hörte, dass ich ferner auch jetzt noch mich schwer dazu entschliessen kann, den Augustuskopf für nicht antik und nicht für eine echte Beigabe des germanischen Grabhügels zu halten. Aber ich muss zugeben, dass wenn nach dem Urtheil von unbestrittenen Kennern innere Momente gegen die Echtheit des Fundstückes sprechen, diese anerkannt werden müssen, bis vielleicht unzweifelhafte Funde anderer Gegenden ihr Gewicht entkräften.

Ausser dem merkwürdigen Augustuskopfe sind wenige Broncesachen in den Gräbern gefunden. — 1) Die runde Schnalle VI u. VII, 38 und die Kuhschelle 39 hat der Waldvorstand in einem grossen Grabe der Wedau ausgegraben. Sie werden wohl römischen Ursprunges sein, wenn diese Annahme auch nicht durchaus nöthig ist. Im Feuer des Scheiterhaufens sind sie nicht gewesen, also wohl mit dem zugehörigen Riemen zugeworfen. — 2) IV u. V, 16 sind 3 kleine Zierrathe von dem Gürtelgehänge einer Frau. Sie sind mit im Feuer gewesen, und 2 sind zusammengesmolzen. Daneben lag zusammengesmolzener dünner Broncedraht. Das ganze befand sich in einer nicht grossen wenig auffallenden Urne, die zerbrochen ist. — 3) VI u. VII, 18, 19, 20, 21. Der Ring 18 ist ein cylindrischer spiralig gebogener Armring einer Frau. Das daneben befindliche Stück ist 3kantig und dicker, 21, 20 ist rund und dünner als 19. Sie stammen von ähnlichen Zierrathen, alle waren nicht im Feuer, sondern lagen, unvollständig wie sie sind, in der Erde nahe der Urne.

Andere Sachen sind von mir nicht vorgefunden. An dem duisernschen Berge sollen Thonperlen, sowie bröncene Haarzängelchen und Haarnadeln vor Zeiten ausgegraben sein. Ich habe sie nicht gesehen. Gläser, von denen die Arbeiter bei Grossenbaum gesprochen haben, kommen in den hiesigen germanischen Gräbern nicht vor. Münzen haben zwar Landleute und Arbeiter bei Urnen gefunden, wie man vielfach hört, aber sie sind nicht mehr vorhanden. Sie würden sonst zur Datirung des einzelnen Grabes wenigstens die Grenze rückwärts geben.

Sollen wir nun zur Datirung unserer Gräber mit den vorhandenen Mitteln schreiten, so lässt sich etwa folgendes sagen. Die Gefässe sind im allgemeinen, wie auch Lindenschmit annimmt, der sogenannten Romano-germanischen Periode angehörig. Anklänge an römische Formen sind unverkennbar, doch ist die ganze Technik entschieden germanisch. Die Grenze aufwärts lässt sich mit Sicherheit nicht finden. Doch möchte dieselbe nicht allzuweit zu setzen sein, da die Gefässe, wie verschieden sie sind, doch wie wir gesehen haben, eine Art von gemeinsamem Geschmack haben, und auch die rohesten Becher und Urnen sich in Verbindung mit gut gearbeiteten Deckeln finden. — Ich habe absichtlich bisher eine Urne unbesprochen gelassen, welche, obgleich sie vom Waldvorstand in der Wedau mitten unter den übrigen in einem grossen Hügelgrabe gefunden ist, doch so wesentlich anders ist in Bezug auf Material, Form und die ganze Behandlung, dass sie wohl besondere Berücksichtigung verdient, nämlich VI u. VII, 7. Sie besteht aus grau-röthlichem hellem Thon, wie er hier nicht, wohl aber linksrheinisch und am Oberrhein vorkommt, und ist mit viel Quarzsand und gemahlener Scherben gearbeitet. Sie ist gedreht, stark gearbeitet, mit 3 schweren, ausgestrichenen Henkeln versehen. Entweder ist sie römisch und durch Zufall oder der Besonderheit wegen zum Begräbnisse von einem Germanen der von uns genannten römischen Zeit gebraucht, oder wir haben mitten unter den übrigen ein Grab aus der nach den Völkerbündnissen beginnenden neuen Culturperiode vor uns, welche bereits viele römische Elemente verarbeitet hatte und auch römische Gefässe selbst verwandte, wie wir nachher sehen werden.

4.

Ich will hiermit das Duisburger germanische Todtenfeld abschliessen. — Doch kann ich den Duisburger Wald nicht verlassen, ohne noch zweier Alterthümer zu gedenken, die derselbe birgt. Das erste ist der alte Steinbruch, der wie oben bemerkt ist, schon 1129 als bestehend und als alte Nutzung für die Bürger der Stadt anerkannt wird. Nach mittelalterlichen Urkunden bezog Mörs Pflastersteine aus demselben. Sollte sich ähnliches für die nächsten linksrheinischen Orte älterer Zeit, wie Asberg, aus dem Gestein erweisen lassen? — Ich möchte hier künftigen Geschlechtern einen Irrthum ersparen in Beziehung auf den darin befindlichen von Ost nach West ziehenden Gang. Derselbe ist nicht uralt und führt nicht einer-

seits nach Duisburg und andererseits tief in die Waldung hinein, wie die Sage bereitwillig erzählt, sondern die Anlage stammt aus dem Anfang der 20er Jahre dieses Jahrhunderts. Ich habe von dem Markscheider, welcher ihn im Auftrage des Landdrosten von Elverfeldt zum Zweck einer Muthung auf Bleierze, Schwefelkies u. s. w. angelegt hat, die ausführliche Beschreibung der Anlage erhalten, leider aber den Brief verlegt. Der Stollen hat mehrere Luftschachte und mündet links im Weissbach, rechts ist er vielleicht noch 50 Schritt lang.

Eine andere Merkwürdigkeit des Duisburger Waldes ist der „heilige Brunnen“, der auf der Generalstabskarte ebenso wie der Steinbruch, aber als „Heilbrunnen“ verzeichnet ist. Der „heilige Brunnen“, welcher jetzt ummauert und gedeckt ist, war vor c. 30 Jahren von Pfählen und wenigen Steinen umgeben, aber er sprudelte reichlich und klar hervor, und Sonntagnachmittags ging regelmässig eine kleine Völkerwanderung zu Fuss und zu Wagen hinaus, um sich dort im Walde zu erfreuen und auf dem Brunnenplateau sich um das Kaffeefeuer zu lagern. Der „heilige Brunnen“ war damals und von undenklichen Zeiten her der Stolz von Duisburg.

Aber der Brunnen versiegte nach und nach, und in der c. 10 Schritt weiter unterhalb entspringenden Quelle fand sich nur ein geringer Ersatz. Die Zeiten änderten sich auch, immer weniger wird der h. Brunnen aufgesucht, nur hin und wieder zünden Knaben dort ein Feuerchen an, und bald wird die so lange gepflegte Erinnerung im Volksbewusstsein erblassen. Und doch knüpfen sich noch allerlei sagenhafte Erzählungen an den Ort. Die Spanier sollen einstmals alle Brunnen der Stadt vergiftet haben, so dass ihre Bewohner gezwungen wurden, dort ihr Wasser zu holen (das sie im Dickelsbach, dem Rheine oder der Ruhr näher hatten). Oder es soll, als der schwarze Tod alles hinwegraffte, eine hier liegende spanische Armee sich nur dadurch gerettet haben, dass sie hinaus in den Wald zog, und um den heil. Brunnen campirte, bis die Pest das Land verliess. Die Spanier haben nun wirklich im 30jährigen Kriege hier gelegen und kräftig gehaust, so dass sie in der Erinnerung der Bürger geblieben sind. Das übrige ist nur ein Ueberrest von älteren Sagen und weist wie der Name „heiliger Brunnen“ auf eine uralte Verehrung der schönen Quelle hin. Alle bisher bekannt gewordenen „heiligen Brunnen“ („Heilbrunnen“ ist eine matte Erklärung) sowie viele andere Quellen, besonders die Mineralquellen sind bisher als Sitz einer alten religiösen Verehrung erkannt worden. Ich erinnere an die Gezelinquelle in der

Bürgermeisterei Schlebusch (cf. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. 1865. p. 117 ff.), über welcher sich noch eine Kapelle des apokryphen Heiligen Gezelinus erhebt; an den heiligen Brunnen bei Sonnborn in der Nähe von Vohwinkel, der noch das Ziel jährlicher Wallfahrten ist, an den heiligen Brunnen bei Gerresheim, an dem auch ein apokrypher Heiliger Gericus verehrt wird. Am heiligen Brunnen auf dem Walchenberge bei Grevenbroich wird jetzt der heilige Willibrod verehrt, u. s. w. Alles dieses sind Ueberbleibsel und christliche Wandlungen der uralten Quellverehrung. Und was sind die früher gebräuchlichen sonntäglichen Besuche der Quelle und die Kaffeefeier anders gewesen als eine Fortsetzung der alten der Gottheit des Quells geweihten Besuche und Opferflammen! Wer weiss, wie viele urdeutsche Liebespaare sich dort Treue geschworen und als Opfer, wie es noch jetzt bei dem alten Brunnen in Wales geschieht, Fibeln, Nadeln, Ringe und Münzen in die Quelle geworfen haben. Die noch bis in's 17. Jahrhundert „de hyllige Born“ genannte Quelle von Pymont gab bei ihrer Reinigung zwischen 4000 und 5000 Gewandnadeln, Gürtelschnallen, Münzen u. s. w. wieder (Jahrbücher 1865. p. 47 ff.), ähnlich war es mit den Quellen von Roisdorf, Tönnisstein und Gerolstein, in welchen reiche Opfergaben aus uralter Zeit gefunden sind. Den grossartigsten Fund der Art in einer heissen Quelle zu Vicarello am nordwestlichen Rande des Sees Bracciano hatte Herr Hauptmann a. D. Würst die Güte aus der numismatischen Zeitung XIX p. 119 (1852) mir mitzutheilen. Es wurden nämlich in derselben nicht weniger als 1200 römische Pfund Bronzemünzen gefunden. — Es liegt also auch hier sehr nahe, bei dem heiligen Brunnen Reinigungen und Nachgrabungen anzustellen, die höchst wahrscheinlich interessante Fundstücke zu Tage fördern würden. Die Sache ist nur bei der jetzigen Ummauerung, welche weggenommen werden müsste, schwierig und kostspielig. Doch könnte bei einer tiefen Ausschachtung dann zugleich eine bessere Quelle aufgefunden werden. Ich selbst habe mich begnügt, mit einer Bohrstange c. 10' tief Grund hervorzuholen. Es fand sich indess in dieser Tiefe nur Sand und Porzellanscherben, die für künftige Jahrtausende interessant werden mögen, für uns noch zu jung sind.

Der Duisburger Wald ist, wenn wir des ungeheuren Gräberfeldes gedenken, mit welchem Orte der Götterverehrung innig verbunden zu sein pflegten, wenn wir ferner den heiligen Brunnen hinzunehmen, sicherlich einer der heiligen Haine der alten Germanen gewesen, von denen die Schriftsteller erzählen. Wenn nun aber dieselben Schrift-

steller sagen, in eben jenen heiligen Hainen seien von Stammes wegen Pferde gehalten, die frei darin aufwuchsen, so liegt wohl die Frage nahe, seit wann mit Sicherheit die bekannten sogenannten wilden Pferde in dem Duisburger Walde gehalten wurden, um daran vielleicht die weitere zu knüpfen, ob nicht in früheren Zeiten dasselbe wenn auch in anderer Weise geschah¹⁾. Von Borries in seinem Schriftchen „die älteste Geschichte des Duisburger Waldes Duisburg 1866“, in welcher die Weisthümer des Waldes und die Verbindung desselben mit der früheren und späteren Duisburger Stadtverfassung besprochen werden, sagt: „Vom Duisburger Walde wissen wir, dass er Jahrhunderte lang im Zusammenhang mit der Speldorfer, Lintorfer u. s. w. Mark einen befriedigten Wald bildete, in welchem die meistbeerbtten, namentlich Fiskus, der Graf Spee zu Heltorf das Recht zur Aufzucht wilder Pferde hatten, die sogenannte Straatgerechtsame. In Angermünd befanden sich die Ställe für das wilde Gestüt, welches früher grossen Ruf hatte. (Eine sehr interessante Karte über den ehemaligen Gestütswald zur Grösse von 2600 Morgen besitzt Graf Spee auf Heltorf. Sie stammt aus dem Jahre 1811.)“ Später hat Herr Dr. H. Thiel, Professor am Polytechnikum in Darmstadt, Nachforschungen über das alte Gestüt angestellt. Vielleicht sind ihm bei dieser Gelegenheit auch Nachrichten über die älteren Verhältnisse zugegangen. Die städtischen Urkunden von 1129, 1248, 1279, 1290, 1298, 1349, 1380, 1414, 1638 erwähnen die Pferde nicht, obwohl doch das Gestüt nachweislich älter ist, als die letzten Zahlen. Dies kommt wohl daher, weil die Stadt keinen Antheil daran hatte.

5.

Der Punkt, an welchem der Hunsbuscher Weg vom Walde kommend die Düsseldorfer Chaussée erreicht, ist nicht minder merkwürdig durch Alterthümer als der andere Endpunkt. Es liegt dort das Besitztthum des Herrn Carl Böniger jr., und dieses hat verhältnissmässig eine reichere Ausbeute an Funden gegeben, als der ungeheure Begräbnissplatz draussen im Walde. — Als das Haus nämlich im Anfang der 50er Jahre gebaut werden sollte, wurde die Erde zum Zwecke des Fundamentirens ausgeworfen. Man fand sehr tief aufgeschütteten Boden und darin die Urnen VI u. VII, 2, 4, 5, 8, den Krug

1) cf. Tacit. Germ. 32. Tencteri super solitum bellorum decus equestris disciplinae arte praecellunt.

6 und die kleineren Gefässe 3 und 16. Ausserdem die beiden Gläser 1 und 9. Ferner an Waffen 27 bis 36. Ausser den erhaltenen Gefässen kamen noch Scherben von solchen zu Tage, die bei der Arbeit zerbrachen. Die näheren Umstände des Fundes lassen sich nicht mehr genau constatiren, doch waren die Urnen mit Resten des Leichenbrandes gefüllt. Gefäss VI u. VII, 3 und 5 sind sehr hell, 4, 6 u. 16 mehr roth, aber ebenfalls nicht von hiesigem Thon. 2 ist von schwärzlicher Farbe und trägt auf der oberen Bauchung 5 Zierstreifen mit eingedrückten Zeichen, deren sich wiederholenden Stempel 2, a gibt. Von den beiden Gläsern ist besonders VI u. VII, 9 merkwürdig, und ich habe noch in keinem Werke eine ähnliche Form gesehen. Leider ist es ebenso wie 1 gewaschen und hat deshalb die irisirenden Lamellen verloren. 1 ist das gewöhnliche fränkische Trinkglas ohne Fuss in schöner Arbeit, wie es sich bei Lindenschmit und sonst findet. Ebenso sind die Thongefässe fränkisch. 27 ist das einschneidige fränkische Schwert, Skramasax. — Ausser diesen Funden war noch eine Schale zum Vorschein gekommen, welche nach der Angabe des Herrn Böninger einen Stempel trug. Die Schale ist nicht mehr in seinen Händen, sie ist jedenfalls römisch gewesen.

Hinter dem Garten des Herrn Carl Böninger liegt der des Herrn Carl Müller. Auch in diesem sind Gräber gewesen, und im Jahre 1867 wurde 2' unter der Erde in demselben das prächtige Gefäss aus terra sigillata VI u. VII, 10 mit Knochen u. s. w. gefüllt gefunden. Unter dem Gurt befinden sich an demselben Medaillons (10, b) mit einem Bilde des Sonnengotts, zwischen denselben Diana mit dem Bogen in der linken und einem Hasen in der rechten Hand, darunter eine Löwin. Das Gefäss ist natürlich römisch. Sämmtliche genannte Funde, mit Ausnahme des Glases 9 und der Schale, sind in der Sammlung des Gymnasiums aufbewahrt.

Ein einziger Blick zeigt uns, dass wir es hier mit einer ganz anderen Bevölkerung zu thun haben, als die ist, welche im Walde ihre Todten begrub. Sie besitzt viele eiserne Waffen und theils römische, theils den römischen nachgebildete gedrehte und wohlgeformte Gefässe von nichthiesigem Thon. Nach allen sonstigen Funden ähnlicher Art können wir wohl mit Sicherheit behaupten, dass an der bezeichneten Stelle ein kleiner Friedhof vormerovingischer Franken war ¹⁾.

1) Vielleicht ist einer oder der andere geneigt, das römische Gefäss als Beigabe eines Römergrabes zu betrachten, da ja die Römer oft hier gewesen sind, wenn sie nicht gar, was der Lage, Aseiburgium gegenüber, wohl entsprechen würde,

Das grosse Schwert V u. VII, 40 ist beim Ausbaggern des Ruhrkanals c. 1845 gefunden worden. Es hat die grösste Aehnlichkeit mit einer fränkischen Spathe, doch hat Herr Dir. Lindenschmit wegen des Knopfes Bedenken. Möglicher Weise ist es jünger. Es hat sich im Wasser gut erhalten und könnte noch heute gebraucht werden.

6.

Ich habe noch einige Münzfunde zu nennen, die bei Duisburg gemacht worden sind.

1) Im Jahre 1867 wurde beim Umackern eines Feldes an der Landwehr vom Grunewald zum Rheine, ungefähr da, wo der Weg von der Stadt zur Rheinischen Bahn sie schneidet, eine Goldmünze herausgearbeitet: Avers, Kaiserkopf; Legende DNVALENTINIANVS P F AVG; Revers, Kaiser in ganzer Figur, in der Linken die Kranzreichende Victoria, in der Rechten das Labarum. Legende RESTITVTOR REIPVBLICAE; Zeichen des Münzortes SMAQ.

2) Vor mehreren Jahren fand sich in Baumerde, welche aus dem Theile des Waldes geholt wurde, wo die Mülheimer Chaussée in denselben eintritt, eine kleine gut erhaltene Silbermünze von Kaiser Vitellius.

3) Im Jahre 1868 wurden in einem kleinen Garten, welcher von hier aus rechts hinter der Bergisch-Märkischen Eisenbahn und dem Wege nach Lackmann etwas tief liegt, 10—20 kleine Kupfermünzen gefunden, von denen mir eine zur Aufbewahrung übermittelt ist.

auf der »Burg« ein Castell besassen, das später die fränkischen Herrscher veranlasste, dorthin ihr Palatium zu legen. Dass die sonst übliche weitere römische Ausstattung fehlt, ist kein durchschlagender Gegengrund, da ja auch sonst römische Krieger, deren gewiss manche auf den langen Märschen und in den dauernden Niederlassungen auf der rechten Seite starben und bestattet werden mussten, nicht mit reichlicher Ausstattung beerdigt worden sind, wie die karglichen Römischen Funde auf der rechten Rheinseite zeigen. Die Annahme ist also nicht ausgeschlossen. Da wir aber wissen, dass die Franken auch an anderen Orten sich römischer Geschirre bedienten, welche ihnen in die Hände gekommen waren, da ferner die andern dicht dabei gefundenen Gefässe fränkisch sind, so halten wir uns besser an diese. — Vielleicht glauben andere, das merovingische Dispargum in termino Toringorum, Clodio's berühmte Feste, sei durch die fränkischen Gräber für unser Diuspargo (966) gerettet, nachdem es Gegenstand so langen Streites gewesen. Aber die bisher bestehenden gewichtigen Gründe gegen Duisburg würden bestehen bleiben.

Avers Kaiserkopf. Legende undeutlich, vielleicht Constan—. Revers zwei Krieger, welche je ein Labarum und eine Lanze halten, Legende nicht zu lesen; Zeichen des Münzorts TIS.

4) Im Mai 1869 wurden auf der Ziegelei von Herrn M. Böllert in der Rheinau 4' tief unter dem Lehm, da wo der Sand beginnt c. 80 Kupfermünzen (Kleinerz) barbarischer Prägung von Kaiser Tetricus Vater und Sohn (267—273 p. Chr.) gefunden. 49 davon sind dem Gymnasium übergeben. Herr Prof. Dr. Freudenberg hatte die Güte, 19 von ihnen zu bestimmen. Eine von Tetricus f. ist beachtenswerth, auf welcher der Kopf rechts blickt. Die Münzen waren, als sie gefunden wurden, in einer kleinen Bronzebüchse, wie die Arbeiter sagten. Diese wurde jedoch zerstört und nicht wiedergefunden. — Die Münzen sind auf dem damaligen Rheinbette liegen geblieben und zugeschlämmt. Der Boden der Rheinau ist also seit c. 300 n. Chr. um 4' gestiegen.

7.

Ein anderes germanisches Gräberfeld, das noch immer vielleicht 30 Hügel umfasst, früher aber deren viel mehr zählte, befindet sich bei Marxloh, und ich habe es bereits hin und wieder genannt. Es liegt dasselbe nicht weit vom Kloster Hamborn, wo ebenfalls, im sogenannten Bremerkamp, vielleicht 10 Hügel vorhanden sind, die jedoch meistens oder alle geöffnet erscheinen. Herr Geometer Fuchs von hier hat vor längeren Jahren mehrere aufgegraben und germanische Urnen gefunden. Einige Hügel finden sich dann im sogenannten Sternbüschchen. Die meisten aber und zwar bedeutende im Walde des Herrn Lehnhof. Sie erheben sich dort bis zu 15'. Einen von diesen hohen Hügeln hat vor langen Jahren Graf Westerholt aufgraben lassen, wie mir in Hamborn erzählt wurde. Es ist dies der sogenannte Galgenberg. Es stand nämlich dort, wie es so häufig und auch bei Duisburg (unmittelbar hinter der alten Landwehr rechts von der Mülheimer Chaussée auf dem Terrain des ersten Hauses) der Fall war, das Hochgericht auf einem der alten Hünengräber. Graf Westerholt soll Urnen und Gläser gefunden haben¹⁾. Nicht weit davon habe ich häufiger gegraben, aber in kleineren Hügeln, und die Urne IV u. V, 30 und der Deckel 5 sind von dort. Meist fand ich nur Scherben. — Als uns die Herren vom

1) In der Gräflich Westerholt'schen Familie haben sich die Fundstücke nicht mehr vorgefunden, wie eine auf meine Bitte vorgenommene Nachsuchung ergab. aus'm Weerth.

Vorstande im April des Jahres 1868 mit ihrem Besuche beehrten, wurde am Nachmittage, nachdem am Morgen auf dem Terrain des neuen Kirchhofs hieselbst mit Erfolg gegraben war, der grösste der dortigen Hügel in Angriff genommen. Allein die Ausschachtung war kaum 10' tief, als uns bereits der Abend überraschte. Tiefere Sondirungen fanden keinen Widerstand, trotzdem kann der Hügel noch seine Urne und andere Fundstücke bergen. — Die Hamborner und Marxloher Gräber sind auf dieselbe Zeit und denselben Volksstamm zurückzuführen, wie die germanischen des Duisburger Waldes.

8.

Zum Schlusse habe ich noch über ein linksrheinisches kleineres Gräberfeld aus der Nachbarschaft zu berichten, das unser fränkisches und germanisches hieselbst an Alter wahrscheinlich um Jahrhunderte übertrifft. Dasselbe hat nämlich Leichenbrand ohne Urnen oder sonstige Gefässe¹⁾. Es liegt in dem Königlichen Forst auf der Höhe des Plateaus von Kloster Kamp, und zwar finden sich dort 9 Hügel von durchschnittlich 3 Fuss Höhe und ungefähr 25 Fuss Durchmesser. Entdeckt wurden die Gräber von Herrn Gymnasiallehrer Averdunk hieselbst. Er grub im Mai 1869 selbst 3 Gräber auf, und gemeinsam öffneten wir im folgenden Monat noch eins. Die Grabung wurde ebenso bewerkstelligt wie hier. Das Resultat war ziemlich viel Holzkohle in verschiedener Höhe um die Mitte des Hügels herum und auf dem Boden desselben ein Häufchen Knochen mit Kohle vermischt ohne alle sonstige Zugabe. Die viel geringere Menge von Knochen als bei einem Urnengrabe erklärt sich leicht aus dem grösseren Einfluss der Feuchtigkeit, vielleicht auch der Vegetation, obwohl wir keine Wurzeln mehr fanden. Mein Freund und College Averdunk, dessen väterliches Haus an der Dong steht, und der geneigt ist, in den dort begrabenen menapische Dongbewohner zu sehen, war nicht wenig entrüstet über „so nichtswürdige Vorfahren und Anverwandte, die ihren Familiengliedern nicht einmal einen Krug mitgaben, um ihre Blösse zu decken.“ Indess reichen die Gräber

1) Nach einer Stelle von Haupt könnte man auch bei Grossenbaum Leichenbrand ohne Gefässe vermuthen, aber seine Beobachtung scheint mir nicht bestimmt genug.

weit über Cäsarianische Zeiten, vielleicht in solche hinein, wo andere Menschen auch nicht besser waren. Dass in der Dong- oder Donk-Gegend übrigens auch Urnen gefunden sind, zeigt die kleine Schrift von M. Buyx „die untere Niersgegend und ihre Donken, Nieukerk 1867“, welche nebenbei gesagt 127 Donken¹⁾ aufweist.

Duisburg, April 1871.

M. Wilms.

1) Vergl. Jahrbücher Heft XLIII p. 53 (94 Donken) und XLVII, p. 201.